

Judith Pierlings

Wie erklären sich Pflegekinder ihre Lebensgeschichte ?

Analyse biografischer Deutungsmuster



Judith Pierlings

**Wie erklären sich Pflegekinder
ihre Lebensgeschichte?**

Analyse biografischer Deutungsmuster

Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste (Hrsg.)

ZPE-Schriftenreihe 33



Judith Pierlings

**Wie erklären sich Pflegekinder
ihre Lebensgeschichte?**

Analyse biografischer Deutungsmuster

universi
UNIVERSITÄTSVERLAG SIEGEN

Siegen 2014

Impressum

Herausgeber

Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste / ZPE

www.uni-siegen.de/zpe

Redaktionsadresse:

ZPE – Universität Siegen

Adolf-Reichweinstr. 2

57076 Siegen

Telefon +49 271 740-2706

Telefax +49 271 740-2228

E-Mail: sekretariat@zpe.uni-siegen.de

Rechte:

beim Herausgeber

Satz und Umschlag:

universi – Kordula Lindner-Jarchow M.A.

Titelfoto:

kemai/ Photocase.com: www.photocase.de/nutzungsbedingungen?doc=dla

Druck und Bindung:

UniPrint, Universität Siegen

Siegen 2014: *universi* – Universitätsverlag Siegen

www.uni-siegen.de/universi

ISBN Nr. 978-3-934963320

Inhalt

	Vorwort	9
1.	Einleitung	13
2.	Pflegekinder – zentrale Aspekte	17
2.1	Der Rahmen des Pflegekinderwesens	
2.1.1	Rechtliche Aspekte und die Ausgestaltung der Hilfeform	18
2.1.2	Institutionelle Organisation und statistische Aspekte	21
2.2	Ausgewählte Aspekte des Aufwachsens von Pflegekindern	23
2.3	Verwandtenpflege – eine besondere Form der Pflegefamilie	29
3.	Die zentralen theoretischen Bezüge	35
3.1	Zentrale Aspekte der Attributionstheorie	
3.2	Der Begriff des Deutungsmusters	37
3.2.1	Der Deutungsmusterbegriff im erziehungswissenschaftlichen Kontext	39
3.3	Lebensgeschichte, Lebenslauf und Biografie – eine begriffliche Einordnung	45
3.4	Konstruktion von Identität – das Patchworkmodell nach Keupp	47
3.4.1	Hintergrund und Identitätsverständnis des Modells	48
3.4.2	Ausgewählte Aspekte des Identitätsmodells	49
4.	Empirische Untersuchung	49
4.1	Forschungstheoretischer Hintergrund	
4.1.1	Das narrative Interview	60
4.2	Dokumentation des eigenen Forschungsprozesses	62
4.2.1	Das Leuchtturmprojekt Pflegekinderdienst	
4.2.1.1	Datenerhebung und Nachbereitung	65
4.2.1.2	Transkription	67
4.2.2	Erkenntnisinteresse der Einzelfallanalyse	68
4.2.3	Auswertung des Einzelfalls	69

5.	Untersuchungsergebnisse	73
5.1	Der Einzelfall – Vorstellung von Olivia	
5.1.1	Olivias Lebensgeschichte	74
5.2	Biografische Deutungsmuster von Olivia – eine systematische Darstellung	80
5.2.1	„Darum ist das so“ – Konkrete Erklärungen	82
5.2.1.1	Erklärungen, die im Verhalten anderer Personen begründet sind	83
5.2.1.2	Erklärungen durch äußere Bedingungen	86
5.2.1.3	Erklärungen, die andere Personen anbieten	90
5.2.2	„Darum hängt dieses mit jenem zusammen“ – komplexe Betrachtungen der Lebensgeschichte	92
5.2.2.1	Deutungen, die sich an der eigenen Normalitätsvorstellung orientieren	93
5.2.2.2	Deutungen zur eigenen Persönlichkeitsentwicklung	97
5.2.2.3	Deutungen, die sich mit dem eigenen Verhalten auseinandersetzen	101
5.2.2.4	Deutungen, die im Kontext wichtiger Personen stehen	101
5.2.2.5	Deutungen, die die Lesart der eigenen Biografie umfassen	109
5.2.3	„Das ist der rote Faden“ – biografische Kernaussagen	112
6.	Diskussion der Erkenntnisse	117
7.	Literaturverzeichnis	125

Dank der Autorin

An dieser Stelle möchte ich mich bei all denen bedanken, die mich bei der Entstehung der hier vorliegenden Arbeit, die in einer sehr besonderen Phase meines Lebens entstanden ist, unterstützt haben.

Zunächst möchte ich mich bei all den ehemaligen Pflegekindern bedanken, die wir im Rahmen unserer Projekte interviewen durften. Ohne sie wäre unsere Arbeit und Forschung, die mich immer wieder sehr begeistert, gar nicht vorstellbar. Mein besonderer Dank gilt dabei meiner Interviewpartnerin Olivia, deren Interview die Basis für die hier vorliegende Arbeit liefert. Sie hat mich in unserem Gespräch sehr beeindruckt und mit ihren sehr persönlichen Einblicken in ihr Leben die Arbeit in dieser Form erst möglich gemacht.

Mein großer Dank gilt Professor Dr. Klaus Wolf, der es immer wieder geschafft hat, mich dabei zu unterstützen, meine Gedanken und Ideen zu strukturieren und der mich in vielen Gesprächen motiviert und bestärkt hat. Dass er immer ein offenes Ohr hatte und mir konstruktive und konkrete Unterstützung gewährt hat, ist eine große Hilfe gewesen.

Dr. Johannes Schädler danke ich für sein Interesse an dieser Arbeit und seine Bereitschaft, sie als Zweitleser zu begleiten.

Meinem Kollegen Dirk Schäfer danke ich von ganzem Herzen für seine unvergleichliche Art mich zu „erden“, für seine konstruktiven Korrekturen und Vorschläge und für viele, viele hilfreiche Gespräche und Telefonate, in denen wir die Dinge auf den Punkt gebracht haben. Ich danke Corinna Petri für ihre hilfreiche und motivierende Unterstützung bei der abschließenden Überarbeitung des Textes. Sabrina Blume sei gedankt für die Zusammenarbeit bei den aufwendigen Transkriptionsarbeiten.

Von Herzen danke ich meinen Eltern, meiner Schwester Myriam und Martin, die mich in vielen Gesprächen motiviert und bestärkt haben, viel Zeit investiert haben, um mich zu entlasten und vor allem die besten Kinderaufpasser der Welt sind.

Zum Schluss und aus vollem Herzen danke ich meiner Tochter Luise, die in der Bearbeitungszeit der vorliegenden Arbeit geboren wurde. Sie zeigt mir, was wirklich wichtig im Leben ist.

Judith Pierlings

Vorwort

Forschungsthemen entstehen immer auch vor dem Hintergrund von grundlegenden Annahmen über den Untersuchungsgegenstand. Während in den Naturwissenschaften die Vorstellung besteht, der Untersuchungsgegenstand sei eben wie er ist und seine Merkmale und Eigenschaften würden durch die Untersuchung – soweit sie nach den Regeln der Kunst erfolgt – exakt abgebildet, ist in den Sozial- und Erziehungswissenschaften ein Bewusstsein weit verbreitet, dass der Untersuchungsgegenstand – bei dem es sich (auch) um einen Menschen und seine sozialen Beziehungen handelt, also der Begriff des „Gegenstandes“ schon etwas unpassend erscheint – auf verschiedene Weise betrachtet werden kann. Die Perspektivengebundenheit der Betrachtung wird als ein unhintergebares Strukturmerkmal erkannt. Erziehungswissenschaftlich Forschende können die Perspektive wechseln, soziale Prozesse aus verschiedenen Perspektiven erfassen und die eigene Perspektive mitreflektieren, aber ihnen ist klar, dass sie die Perspektivität nicht aufheben können. In diesem Sinne hat erziehungswissenschaftliche Forschung immer einen konstruktivistischen Anteil: Durch die Wahl der Perspektive oder der Perspektiven wird das mögliche Bild vom Untersuchungsgegenstand immer mitkonstruiert, es werden immer sowohl Zugänge begrenzt als auch andere erst erschlossen. Für hermeneutische Zugänge, also solche, die den Sinn erschließen wollen und müssen, gilt das in besonderer Weise. Objektivität in dem Sinne, dass die Erkenntnisse völlig losgelöst vom interpretierend forschenden Subjekt entstehen, ist dabei nicht möglich. Intersubjektive Gültigkeit – es leuchtet nicht nur dem Forschenden ein, sondern sie oder er kann anderen die Erkenntnis zugänglich, nachvollziehbar und für sie prüfbar machen – muss auf andere Weise hergestellt werden.

In der Forschung über Menschen, die ungewöhnliche Erfahrungen gemacht haben und für die die Normalitätsannahmen nicht bis auf weiteres a priori gelten, beeinflussen die Annahmen, Modelle oder impliziten Typisierungen besonders stark die Forschungsthemen, folglich die Wahl der Untersuchungsmethoden und damit auch die Struktur der Ergebnisse. Das wird bei der Forschung über Pflegekinder sehr deutlich. Hier lassen sich Themen und ihre Fragestellungen nach den

unterschiedlichen Modellen vom Pflegekind kategorisieren: Das Bild vom Pflegekind determiniert die Richtung, in der die wissenschaftlichen Suchbewegungen stattfinden und die Ergebnisse der Suche – das, was die Forschenden finden – hängt davon ab, wo und was gesucht wird. Wer Pflegekinder zum Beispiel als gestörte und traumatisierte Patienten betrachtet, sucht Störungen und Traumatisierungen, ordnet sie in die einschlägigen medizinischen Klassifikationssysteme ein, wählt Behandlungsmethoden in Bezug auf diese Störungen und folgt insgesamt einem klinischen Interventionsmodell. Wer Pflegekinder als Menschen betrachtet, die sich ihre Person und die Welt, in der sie leben, erklären wollen, die darin handlungsfähig werden oder bleiben wollen und die sich aktiv mit sich und ihrem Leben auseinandersetzen, untersucht genau solche Prozesse mit den dafür geeigneten Methoden und fragt nach den Anregungen, Ressourcen und Unterstützungen, die ihnen nützlich dabei sein können, im unübersichtlichen biografischen Gelände ihren eigenen Weg zu finden.

Die Untersuchung von Judith Pierlings hat – wie alle Untersuchungen der Forschungsgruppe Pflegekinder der Universität Siegen – dieses Modell vom Kind und Pflegekind als Subjekt zur Grundlage, also eine sozialpädagogisch-erziehungswissenschaftliche Perspektive auf Kinder, die sich selbst entwickeln und lernen (und nicht: entwickelt werden) und dafür auf Menschen angewiesen sind, die sie dabei zum Beispiel anregen und beschützen, und auf ein geeignetes Lernfeld, das ihnen eine gute Entwicklung ermöglicht. In dieser Untersuchung steht nicht die allgemeine Frage nach dem Erleben im Mittelpunkt, sondern die spezifischere, wie die Menschen ihre Entwicklung und das Feld, in dem sie stattfand und stattfindet, deuten. Dass Menschen Deutungen entwickeln für die Prozesse, die sie zu dem gemacht haben, wie sie heute sind – also als Gewordene und weiter Werdende – , ist keine pflegekinderspezifische Aufgabe, sondern ein anthropologisches Merkmal. Menschen interpretieren das, was sich in ihrem Leben ereignet hat, was sie und andere tun, wie sie und andere sind, sie basteln sich Erklärungen und entwickeln Lesarten für sich und ihr Leben. Das ist ein eigenständiger und eigenartiger Prozess – also einerseits etwas sehr individuelles. Andererseits finden sie Interpretationen, Erklärungssysteme, kollektive Deutungsmuster in ihrer Gesellschaft und Zeit vor, die sie für ihre

subjektiven Deutungsprozesse verwenden, modifizieren und ergänzen. Auch das ist ein erziehungswissenschaftliches Essential: Entwicklung findet immer in Verhältnissen statt.

Für diese Untersuchung hat die Autorin ein Interview mit einer jungen Frau ausgewählt, die sehr klug, differenziert und selbstreflektiert ihre Erfahrungen beschreibt. Am Beispiel dieses, für die Untersuchungsfrage idealen Interviews lassen sich die Deutungsmuster differenziert analysieren. Frau Pierlings kann so überzeugend zeigen, dass die Analyse der Deutungsmuster eine wichtige Erweiterung über die Rekonstruktion der Erlebnisinhalte hinaus eröffnet, weil sich hier biografische Deutungen des Erlebten zu relativ stabilen Mustern verdichten, die auch für die zukünftigen Sozialisationsprozesse relevant sind.

Die Untersuchung belegt, dass Deutungsmusteranalysen einen besonderen und eigenständigen Zugang zur Lebenswelt von Menschen eröffnen. Es werden auch die Zusammenhänge von Erklärungen, Interpretationen und Deutungen einerseits und dem Sinn, den „Kosten und Gewinnen“ von Deutungen deutlich. Sie kann schließlich dazu verführen, Pflegekindern (und anderen Menschen) genauer zuzuhören, sich dafür zu interessieren, wie sie sich ihre Welt erklären und so neue Zugänge zum Verstehen und – darauf aufbauend – für eine gute, das heißt passende und anschlussfähige Begleitung zu eröffnen. So lassen sich aus einem einzigen, sehr gründlich analysierten Fall generalisierende Schlüsse auf entwicklungsrelevante Prozesse von Pflegekindern und anderen Menschen ziehen.

Judith Pierlings ist erfreulicherweise weiterhin als Wissenschaftlerin in der Forschungsgruppe Pflegekinder der Universität Siegen tätig und führt Forschungsprojekte durch, in denen dieses Wissen für die Forschung zum Aufwachsen unter ungünstigen Bedingungen genutzt wird.

Prof. Dr. Klaus Wolf
Siegen Dezember 2013

1. Einleitung

Lebensgeschichten von Individuen, also ihre ganz eigene „Ansammlung und Aufschichtung von [...] Lebenserfahrungen“¹ als Datenquelle in den Mittelpunkt einer Forschungsarbeit zu stellen und dabei die „Konstruktionsleistung des Subjekts“² und seine individuelle Sinnsetzung nachvollziehend verstehen zu wollen, hat mich bereits in Zeiten meines DI Studiums fasziniert und die ersten Berührungspunkte mit biografischen Interviews mit sich gebracht. Seit diesem Zeitpunkt hat mich diese Begeisterung nicht verlassen, und so war es für mich eine sehr spannende berufliche Möglichkeit, als Projektmitarbeiterin in zwei ganz unterschiedlichen Forschungsprojekten meinem Interesse an biografischer Forschung weiter nachzugehen. Vor allem die Mitarbeit in der innovativen und engagierten „Forschungsgruppe Pflegekinder“ unter der Leitung von Prof. Dr. Klaus Wolf und die Möglichkeit, als verantwortliche Projektmitarbeiterin im „Leuchtturmprojekt Pflegekinder“ eine Vielzahl an biografischen Interviews mit ehemaligen Pflegekindern zu führen und auswerten zu dürfen, erlebte ich als sehr reizvolle berufliche Chance.³ Im Folgenden möchte ich kurz einige Anmerkungen zur Entstehung meiner Forschungsfrage beziehungsweise zum Titel der vorliegenden Arbeit machen. Zudem werde ich den Aufbau der Arbeit vorstellen sowie das Ziel des Untersuchungsvorhabens skizzieren.

Anmerkungen zur konkreten Forschungsfrage

Im Rahmen des „Leuchtturmprojektes Pflegekinderdienst“ kam es zu vielen bemerkenswerten Begegnungen mit ganz unterschiedlichen jungen Erwachsenen. In den vielfältigen Interviews und Interviewsituationen und vor allem in den Beschreibungen sehr unterschiedlicher, beeindruckender und auch schwieriger Lebensgeschichten, entwickelte sich ganz grund-

1 Schulze (2006). S.40

2 Rosenthal (2005), S.169

3 Hierzu gehört als Zweites das Forschungsprojekt „Heimerziehung im Rheinland. Aufarbeitung der Geschichte der Heimerziehung 1953 bis 1972“ in dem u.a. auch lebensgeschichtliche Interviews mit Zeitzeugen der Heimerziehung geführt wurden. Vgl. Henkelmann, A., Kaminsky, U., Pierlings, J., Swiderek, T., Banach, S. (2010)

legend eine Frage, die mich fortwährend beschäftigte: „Wie gelingt es den Pflegekindern, die in aller Regel einen schwierigen Start ins Leben hatten und schwierige bis hin zu traumatischen Lebenserfahrungen gemacht haben, diese Erlebnisse in die eigene Lebensgeschichte zu integrieren? Wie beschreiben sie ihre ganz eigene Geschichte und finden dabei für sich Erklärungen für das, was ihnen passiert ist?“ Aus diesem Interesse heraus entwickelte sich letztlich die grundsätzliche Idee, diese Frage in den Mittelpunkt der DII Diplomarbeit zu stellen. Im Zuge einer weiteren Konkretisierung des Diplomvorhabens und in einer ersten Auseinandersetzung mit dem für die Analyse ausgewählten Interview stellte sich heraus, dass es zwei wichtige Aspekte zu klären bedurfte. So ist zum einen der Begriff der Erklärung allein nicht ausreichend, um das Untersuchungsinteresse zu fassen beziehungsweise dem Material gerecht zu werden. Der Begriff der Deutung differenziert das Forschungsinteresse weiter aus, denn es sind auch umfangreiche und komplexe Deutungen, die für die eigene Lebensgeschichte entwickelt werden. So entschied ich mich für die Analyse von Deutungsmustern.⁴ Um das Forschungsinteresse in Gänze zu fassen, galt es zum anderen diese um den Aspekt des Biografischen zu erweitern, wobei sich biografisch darauf bezieht, was gedeutet wird. Es wird also herausgearbeitet, welche Deutungen zur eigenen Lebensgeschichte entwickelt werden⁵

Aufbau

Im ersten Teil der Arbeit werden zentrale und grundsätzliche Aspekte zum Themenfeld Pflegekinder eingeführt. Des Weiteren werden ausgewählte theoretische Bezugsfelder vorgestellt und erläutert. Dieser Teil der Arbeit bildet die Rahmung und liefert die entsprechenden Begrifflichkeiten für die Einzelfallanalyse.

-
- 4 Vor diesem Hintergrund habe ich mich für die Betrachtung von Deutungsmustern und nicht für die Auseinandersetzung mit Alltagstheorien entschieden, da diese den Fokus zu sehr auf die Auseinandersetzung mit kausalen Erklärungen, ähnlich den wissenschaftlichen Theorien, gelegt hätten. Zu Alltagstheorien vgl. exemplarisch Hierdeis, Hug (1992).
 - 5 In Abgrenzung zu einem möglichen Verständnis von ‚biografisch‘, dass sich auf den Verlauf der Lebensgeschichte und die Entwicklung und Veränderung von Deutungen im Verlauf eben dieser beziehen würde.

Der zweite Teil befasst sich mit der empirischen Untersuchung. Hierzu gehört, neben der Einführung des forschungstheoretischen Hintergrunds, die Darstellung der unterschiedlichen Untersuchungsphasen sowie die Beschreibung des Auswertungsverfahrens der Einzelfallanalyse.

Im dritten Teil werden die Ergebnisse der Untersuchung präsentiert. Zunächst erfolgt die Vorstellung des Einzelfalls, der die Basis für die Auswertung bildet. Anschließend wird das entwickelte Kategoriensystem eingeführt. Den Abschluss bildet eine Diskussion der zentralen Erkenntnisse der Untersuchung.

Ziel der Arbeit

Ziel der Arbeit ist es, ein genaueres Verständnis davon zu erlangen, welche Erklärungen und Deutungen zur eigenen Biografie entwickelt werden, und wie schwierige Aspekte in die Betrachtung dieser integriert werden. Hierzu soll ein Kategoriensystem erarbeitet werden, welches Erklärungen und Deutungen differenziert erfasst und so angelegt ist, dass es auch auf andere Einzelfälle Anwendung finden kann.

2. Pflegekinder – zentrale Aspekte

Als Pflegekind zu leben kann in sehr unterschiedlicher Form erfolgen. Nicht nur die Art und Ausgestaltung einer Pflegefamilie, auch etwa der Hintergrund der Vermittlung, die Verweildauer, der Umgang mit der bisherigen Familie sowie die Betreuung durch das Jugendamt beziehungsweise den Pflegekinderdienst, können deutlich divergieren. Zudem sind die Themen, die Pflegekinder bewegen und ihre Lebensgeschichte ausmachen, sehr vielfältig. Daher soll das Thema Pflegekinder, das das Kernthema dieser Arbeit darstellt, zu Beginn ausführlicher betrachtet werden, um so eine inhaltliche Einordnung vorzunehmen. Hierzu soll es zunächst um eine Rahmung des Pflegekinderwesens gehen, in der rechtliche, organisatorische und gestalterische Aspekte aufgegriffen werden. Des Weiteren möchte ich einige ausgewählte Punkte des Aufwachsens von Pflegekindern, die ich für die Arbeit und die zugehörige Forschungsfrage als relevant erachte, skizzieren. In einem letzten Abschnitt soll die Verwandtenpflege als gesonderte Form der Pflegefamilie thematisch aufgegriffen werden. Dies dient der Einordnung des zu analysierenden Einzelfalles, bei dem es sich um ein Verwandtenpflegeverhältnis handelt.

2.1 Der Rahmen des Pflegekinderwesens

Wird von der Unterbringung eines Kindes in einer Pflegefamilie gesprochen, so geht es in aller Regel um die so genannte Vollzeitpflege, also „die Unterbringung, Betreuung und Erziehung eines Kindes/Jugendlichen über Tag und Nacht außerhalb des Elternhauses in einem anderen Haushalt.“⁶ Die Versorgung, Betreuung und Unterbringung von Kindern in Familien, die nicht ihre eigenen sind, hat als Hilfeform nicht nur eine lange Geschichte⁷, sie ist auch aktuell ein wichtiger Baustein in der Kinder- und Jugendhilfe, denn sie ermöglicht für „Kinder und

6 LVR-Landesjugendamt (2009a), S.8

7 Zur historischen Entwicklung vgl. Blandow (2004), S.19ff

Jugendliche, vielfach auch solche, die sonst niemand haben möchte oder die sonst in einem institutionellen Rahmen leben müssten [...] private und intime Zuwendung.“⁸

2.1.1 Rechtliche Aspekte und die Ausgestaltung der Hilfeform

Rechtlich bewegt sich die Vollzeitpflege „an der Schnittstelle von Familien- und Jugendhilferecht.“⁹ Das bedeutet, dass sowohl das Kinder- und Jugendhilfegesetz (SGB VIII), als auch das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) zugehörige rechtliche Grundlagen umfassen, wobei das SGB VIII als das bedeutsamere bezeichnet werden kann. Das SGB VIII regelt vor allem die Formen und die Ausgestaltung der Vollzeitpflege,¹⁰ die Beziehung zum Jugendamt sowie die Fragen der Zuständigkeit für die Hilfestellung. Das Familienrecht umfasst vor allem die Punkte des Sorge- und Umgangsrechts.¹¹ Innerhalb des SGB VIII sind es vor allem die §§ 27 und 33, die als zentral betrachtet werden können. Dabei regelt der § 27 SGB VIII die Anspruchsgrundlage für die Gewähr einer Hilfe zur Erziehung. Dort heißt es in Absatz 1:

„Ein Personensorgeberechtigter hat bei der Erziehung eines Kindes oder eines Jugendlichen Anspruch auf Hilfe (Hilfe zur Erziehung), wenn eine dem Wohl des Kindes oder des Jugendlichen entsprechende Erziehung nicht gewährleistet ist und die Hilfe für seine Entwicklung geeignet und notwendig ist.“¹²

Die Grundvoraussetzungen für die Gewähr einer Hilfe zur Erziehung sind also ein Antrag beziehungsweise das Einverständnis des Personensorgeberechtigten sowie die Voraussetzung, dass die Hilfe notwendig

8 Ebd. S.72

9 Küfner, Schönecker (2011), S.49

10 Hier soll es vor allem um die Formen der Vollzeitpflege gemäß §33 SGB VIII sowie in Ansätzen um die §§ 35a und 41 gehen.

11 Vgl. zur konkreten Funktion der familienrechtlichen Aspekte des BGB ebd. sowie Blandow (2004) S.95ff

12 LVR Landesjugendamt (2009b), S.34

und geeignet ist.¹³ Wichtig ist zu betonen, dass ein erzieherischer Bedarf bereits dann besteht, wenn eine „dem Wohl des Kindes entsprechende Erziehung nicht mehr gewährleistet ist“¹⁴ und nicht erst dann, wenn die Grenze der Kindeswohlgefährdung übertreten ist.

§ 33 SGB VIII ist der zentrale Paragraph für die Vollzeitpflege und beschreibt die nähere Ausgestaltung der Hilfeform als Maßnahme der Hilfen zur Erziehung:

„Hilfe zur Erziehung in Vollzeitpflege soll entsprechend dem Alter und Entwicklungsstand des Kindes oder des Jugendlichen und seinen persönlichen Bindungen sowie den Möglichkeiten der Verbesserung der Erziehungsbedingungen in der Herkunftsfamilie Kindern und Jugendlichen in einer anderen Familie eine zeitlich befristete Erziehungshilfe oder eine auf Dauer angelegte Lebensform bieten. Für besonders entwicklungsbeeinträchtigte Kinder und Jugendliche sind geeignete Formen der Familienhilfe zu schaffen und auszubauen.“¹⁵

Aus dem Gesetzestext lässt sich entnehmen, dass Vollzeitpflege entweder eine auf Dauer angelegte Lebensform sein kann oder auch als zeitlich befristete Maßnahme gestaltet werden kann. Ist die Maßnahme zeitlich befristet, kann es sich um eine Kurzzeitpflege gemäß §20 SGB VIII handeln. Hier steht die Betreuung und Versorgung in einer Notsituation und nicht der erzieherische Bedarf im Vordergrund. In akuten Not- und Konfliktsituationen, in denen das Kind in Obhut genommen werden muss, kann ebenfalls eine familiäre Hilfeform – die Bereitschaftspflege – als kurzzeitige Hilfeform genutzt werden. Grundlage sind hier der §42 SGB VIII oder die §§ 27, 33 SGB VIII, wobei „die rechtliche Zuordnung [...] [davon abhängt], ob die Personensorgeberechtigten mit der Fremdunterbringung einverstanden sind oder nicht.“¹⁶ Letztlich kann aber auch die Hilfe nach §33 SGB VIII als zeitlich befristete Vollzeitpflege gestaltet

13 Vgl. Blandow (2004), S.85

14 Küfner, Schönecker (2011), S.50

15 LVR-Landesjugendamt (2009b), S.37

16 Küfner, Schönecker (2011), S.54

werden. Hier ist der Aufenthalt in der Pflegefamilie mit der klaren Rückkehroption verbunden.

Vollzeitpflege kann ebenfalls als Eingliederungshilfe für seelisch behinderte Kinder und Jugendliche – gemäß §35aSGBVIII – gewährt werden. Grundlegend ist hier die Diagnose einer seelischen Erkrankung, die „mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweicht“¹⁷ und daher die Partizipation am gesellschaftlichen Leben beeinträchtigt. Diese Form der Hilfe wird häufig in Sonderpflegestellen gewährt.

Lebt ein Jugendlicher über den Zeitpunkt des achtzehnten Geburtstags in seiner Pflegefamilie, besteht die Möglichkeit, die Vollzeitpflege als Hilfe für junge Volljährige weiter zu genehmigen. Hierfür findet der §41 SGBVIII Anwendung, der die grundsätzlichen Voraussetzungen für die Gewähr pädagogischer und finanzieller Unterstützung für junge Volljährige umfasst. Für die konkrete Ausgestaltung der Hilfe wird wiederum auf §33 SGBVIII verwiesen, also die Option, die Hilfe in der Pflegefamilie zu gewähren.¹⁸

Neben den erwähnten Unterschieden in der Dauer eines Pflegeverhältnisses, etwa als Krisenintervention, Kurzzeit- oder Dauerpflege, kann sich auch der Rahmen, in dem die Hilfe erbracht wird, deutlich unterscheiden. So kann sie etwa als Fremd- oder Verwandtenpflege¹⁹ erbracht werden. Auch unterscheiden sich die Ausgestaltung der Hilfe beispielsweise in Form von Erziehungsstellen oder auch sozial- oder heilpädagogischen Pflegestellen.²⁰ Professionalisierte Formen der Pflegefamilie sind dabei häufig nur schwer von familienähnlichen Formen der Heimerziehung (§ 34 SGB XIII) zu unterscheiden. Und auch wenn die Einordnung für die Gewähr einer Hilfe unerheblich ist, so „kann sie eine wichtige Rolle spielen für die Ausgestaltung der Hilfe [...], für die Frage der Erlaubnispflicht [...],

17 §35a Abs. 1 S. 1 Nr. 1 SGBVIII, LVR (2009b) S.38

18 Dass dies in der Praxis jedoch häufig problematisch ist und die Hilfe in der Pflegefamilie mit Erreichen der Volljährigkeit eingestellt wird, beschreiben Kufner und Schönecker (2011) umfassend. Vgl. ebd. S.51ff

19 Vgl. hierzu Abschnitt 1.3

20 Zur Vielfalt der unterschiedlichen Pflegeformen vgl. ausführlich Blandow (2004), S. 157 ff

die örtliche Zuständigkeit [...] etc.“²¹ Marmann (2006) setzt sich in seiner Arbeit grundsätzlich mit der Frage der Familienorientierung auseinander und nimmt hierbei neben einer historischen Einordnung eine Klärung der Begrifflichkeiten sowie eine Typisierung der familienorientierten Ersatz-erziehung vor.²²

2.1.2 Institutionelle Organisation und statistische Aspekte

Seit etwa Mitte der 1980er Jahre wird ein Großteil der Pflegefamilien von spezialisierten Fachdiensten begleitet.²³ Für 2006 liegt die Zahl der Jugendämter, die die Arbeit mit Pflegefamilien durch einen Fachdienst ausführen lassen, bei 85 %.²⁴ In 71 % der Fälle ist der Allgemeine Soziale Dienst für die Arbeit mit der Herkunftsfamilie zuständig.²⁵ Auch wenn die Organisationsstruktur innerhalb des Pflegekinderwesens als heterogen bezeichnet werden kann, ist diese Form der Zuständigkeitsunterteilung zwischen ASD – zuständig für Arbeit mit der Herkunftsfamilie und federführend in der Hilfeplanung – und Fachdienst (PKD) – zuständig vor allem für Auswahl, Betreuung, Beratung und Fortbildung der Pflegefamilie – die gängigste.²⁶

In ihrer Ausgestaltung unterscheiden sich die Fachdienste allerdings deutlich. So gibt es Unterschiede in der fachlichen Zuständigkeit, etwa für die unterschiedlichen Pflegeformen, oder auch in der Verantwortung für die unterschiedlichen Teilaufgaben, wie etwa die Schulung von Pflegeelternbewerbern. Verschiedene Faktoren können für diese Unterschiede verantwortlich gemacht werden. Hierzu gehören unter anderem historisch entwickelte Strukturen eines jeweiligen Pflegekinderdienstes, kommunale, aber auch individuelle Entscheidungspraxen, regionale

21 Küfner, Schönecker (2011), S.50

22 Vgl. Marmann (2006) S.29ff

23 Vgl. Blüml (1987), S.334

24 Vgl. DJI/DIJuF (2006) S. 15

25 Vgl. Helming, Sandmeir, Kindler, Blüml (2011), S. 109

26 Vgl. ebd. S.109

soziale Belastungsprofile von Familien oder auch die Beteiligung von Pflegeeltern bzw. den zugehörigen Verbänden.²⁷

Auch die Fallzahlen, für die eine Fachkraft zuständig ist, unterscheiden sich erheblich. Das Handbuch Pflegekinderhilfe zeigt auf, dass bei 80 % der Kommunen der Schlüsselwert – volle Fachkraftstelle im Verhältnis zur Zahl zu betreuender Pflegekinder – über dem vom DJI bereits 1987 geforderten Richtwert 1:35 liegt.²⁸ Insgesamt liegt die Bandbreite zwischen Verhältnissen von 1:16 bis 1:30 (14 %) bis zu Zahlen von 1:71 bis 1:200 (15 %).²⁹ Und auch wenn die reinen Schlüsselzahlen nicht allein Aussagekraft über die Qualität im Pflegekinderwesen zulassen,³⁰

„kann für Deutschland konstatiert werden, dass die Ausstattung der Pflegekinderhilfe sich bis auf Ausnahmen auf einem Niveau befindet, das einer qualifizierten Pflegekinderhilfe nicht gerecht wird [...].“³¹

In Deutschland leben etwa 50.000 Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren in Vollzeitpflege (nach § 33 SGBVIII).³² Altersmäßig gehören jeweils etwas mehr als ein Drittel der Kinder im mittleren Alter – sechs bis 12 Jahre – bzw. im Jugendalter – 12 bis 18 Jahre – zu dieser Gruppe, wobei das durchschnittliche Pflegekind 10 Jahre alt ist.³³ Die Verteilung zwischen Jungen und Mädchen ist ungefähr gleich. Aktuellste Zahlen zeigen, dass Pflegekinder durchschnittlich schon mehr als fünf Jahre in der Pflegefamilie lebten, eine kurze – sechs bis zwölf Monate – oder sehr kurze Aufenthaltsdauer – unter sechs Monaten – weisen jeweils weniger als 10 % der Kinder auf.³⁴ Zum Zeitpunkt der Vermittlung in die aktuelle

27 Vgl. ebd., S. 106. Dass es trotz dieser Unterschiede eine Orientierung an zentralen Leitideen und allgemein gültigen Qualitätsstandards geben sollte, wird allgemein gefordert. Vgl. Hierzu exemplarisch Kindler, Helming, Meysen, Jurczyk (2011);), LVR (2009a), Pierlings (2011), Wolf (2008)

28 Vgl. Helming, Sandmeir, Kindler, Blüml (2011), S. 119

29 Vgl. ebd. S. 119

30 Gleichwohl ist das Gelingen einer Unterbringung eng mit personellen und institutionellen Ressourcen verbunden vgl. exemplarisch Sinclair (2005)

31 Helming, Sandmeir, Kindler, Blüml (2011), S. 120

32 Vgl. Kindler, Scheurer-Englisch, Gabler, Köckeritz (2011), S.129

33 Vgl. ebd. S.130

34 Vgl. ebd. S.131, vgl. ausführlich zum Aspekt der Verweildauer auch van Santen (2010)

Pflegefamilie war nahezu die Hälfte der Kinder im Alter zwischen null und drei Jahren, bei weiteren 25 % erfolgte die Aufnahme im Kindergartenalter zwischen drei und sechs Jahren.³⁵

2.2 Ausgewählte Aspekte des Aufwachsens von Pflegekindern³⁶

Bevor im Folgenden zentrale Themenfelder des Aufwachsens von Pflegekindern dargestellt werden, richtet sich der Fokus zunächst auf einige zentrale Grundgedanken.

Pflegekinder müssen sich, genau wie andere Kinder und Jugendliche auch, mit Entwicklungsaufgaben, die als lebensabschnittsspezifische Aufgaben verstanden werden können, auseinandersetzen.³⁷ Hinzu kommt, dass sie es „aber immer auch mit einem besonderen Profil von Aufgaben zu tun [haben].“³⁸ Gassmann (2010) beschreibt diese Aufgaben als „pflegekindspezifisch.“³⁹ Zu diesen Aufgaben gehört beispielsweise die Auseinandersetzung mit der Ablösung vom Elternhaus zu einem deutlich früheren Zeitpunkt als ihn durchschnittliche Jugendliche bestreiten müssen. Zusätzlich zu diesen Schwierigkeiten haben sie häufig noch Erfahrungen mit weiteren Problemlagen gemacht, wie extrem belastenden Familienverhältnissen, Armuts- oder Vernachlässigungserfahrungen oder dem Zusammenleben mit einem psychisch erkrankten oder suchtkranken

35 Vgl. ebd. S. 132. Zum internationalen Vergleich der statistischen Aspekte vgl. ebd. S.135ff

36 An dieser Stelle wird in erster Linie die Perspektive des Pflegekindes berücksichtigt. Die Wichtigkeit und die Perspektive der anderen Akteure im Feld soll dadurch nicht unterbetont werden, kann aber aufgrund der Begrenztheit der Arbeit nicht ausführlich aufgegriffen werden. Zur Perspektive der Pflegeeltern vgl. Schäfer (2011a) sowie Jespersen (2011), zur Perspektive der Herkunftsfamilien Faltermeier (2001) und Sauer (2008) sowie zur Perspektive der leiblichen und sozialen Geschwister Petri, Radix, Wolf (2012) sowie Marmann (2006)

37 Das Modell der Entwicklungsaufgaben geht zurück auf R. Havighurst, vgl. hierzu exemplarisch Reinders (2002)

38 Wolf, Reimer (2008), S.229

39 Gassmann (2010), S. 71

Elternteil. Wolf (2010) hat den Zusammenhang der unterschiedlichen Anforderung grafisch zusammengefasst.⁴⁰



Die im Rahmen der unterschiedlichen Forschungsprojekte der Forschungsgruppe Pflegekinder der Universität Siegen geführten biografischen Interviews liefern einen sehr detaillierten Zugang zu eben diesen unterschiedlichen Aufgaben und zugehörigen Themenfeldern. Im Folgenden sollen exemplarisch einige dieser zentralen Themen vorgestellt werden.⁴¹

Dass sich Pflegekinder in unterschiedlicher Form zwischen zwei Familien wiederfinden, ist ein zentraler Aspekt ihrer Lebenssituation. Sie befinden sich dadurch in einer Situation, die „gegen eine kulturelle

40 Wolf (2010), S. 15. Er stellt hier den Link zum theoretischen Modell der Belastungs-Ressourcen-Balance her, welches eine zentrale Rolle in der Arbeit der Forschungsgruppe Pflegekinder spielt. Vgl. hierzu etwa Wolf (2008)

41 Zu den Projekten vgl. www.uni-siegen.de/pflegekinder-forschung, zu den hier vorgestellten Themen u.a. Pierlings (2011) sowie die Darstellung des Leuchtturmprojektes PKD Kapitel 3.2.1.

Selbstverständlichkeit [verstößt].⁴² Diese Situation, die „gesellschaftlich nicht vorgesehen ist, weil sie den gängigen Normalitätsvorstellungen des kindlichen Aufwachsens entgegen steht“,⁴³ kann unterschiedliche Facetten aufweisen. Dabei ist die Auseinandersetzung mit eigenen Unsicherheiten – als grundsätzliches Gefühl ebenso wie über die aktuelle Lebenssituation – genauso Gegenstand wie Fragen der Loyalität. Dass das Pflegekind in aller Regel zwei Familien hat –unabhängig davon, ob tatsächlich Kontakte bestehen oder nicht – ist also ein sehr vielfältiges Thema und beschäftigt die Praxis des Pflegekinderwesens ebenso wie die Herkunfts- und die Pflegeeltern seit Jahren sehr. Hintergrund ist eine kontroverse Debatte, die sich in den beiden Konzepten von Pflegefamilie als Ersatzfamilie oder als Ergänzungsfamilie niederschlug.⁴⁴ Auch die Arbeit der Pflegekinderdienste war über lange Zeit durch die Zuordnung zum einen oder anderen Konzept geprägt und hatte daher eine gänzlich unterschiedliche Praxis manchmal benachbarter Pflegekinderdienste zur Folge.⁴⁵ Neuere Forschungsergebnisse zeigen, dass ein individuellerer Umgang mit dem Thema sinnvoller ist. So gehen Gehres und Hildenbrand (2008) davon aus, dass Pflegefamilien im tatsächlichen Leben nie vollständig Ergänzungs- oder Ersatzfamilie sind, sondern sich zwischen beiden Polen befinden. Sie betrachten es als ideal, wenn die Pflegefamilie es schafft, zwischen beiden Polen zu wechseln und so den Bedürfnissen des Kindes gerecht werden.⁴⁶

Eine mögliche Auswirkung der Situation, zwei Familien zu haben, sind Loyalitätskonflikte seitens des Pflegekindes. In der Literatur wurde diese Konstellation erstmalig vor allem im Kontext systemischer Sichtweise diskutiert. Dabei wird davon ausgegangen, dass es nicht die einzelnen Reaktionen der beteiligten Erwachsenen sind, die das Pflegekind möglicherweise belasten, sondern „der Dauerstress, unter dem das Kind

42 Blandow (2004), S.9

43 Reimer (2008), S.34

44 Vgl. zur vergleichenden Darstellung beider Konzepte Sauer (2008) S. 22ff sowie Reimer (2008), S.27ff. Zur Vertiefung für das Ersatzfamilienkonzept exemplarisch Nienstedt, Westermann (1989) und (1999) sowie für das Ergänzungsfamilienkonzept Deutsches Jugendinstitut (1987)

45 Vgl. Wolf (2008)

46 Vgl. Gehres, Hildenbrand (2008)

steht, wenn es in die Situation des „pathogenen Dreiecks“ gerät.⁴⁷ Damit ist gemeint, dass das Pflegekind in eine Situation geraten kann, in der es zu den unterschiedlichen Erwachsenen – also beispielsweise der Pflegemutter und der leiblichen Mutter – in Beziehung steht, gleichzeitig aber die Sorge haben muss, dass die eine Beziehung die andere ausschließt.⁴⁸ Gassmann (2010) beschreibt die möglichen Konflikte des Pflegekindes als „oft an sich selbst gestellte Anforderungen, zwei Parteien gegenüber fair zu sein, unterschiedlichen Ansprüchen zu genügen und zu vermitteln.“⁴⁹ Sie betont, dass der Hintergrund für mögliche Loyalitätskonflikte nicht zwingend Pflegeeltern und leibliche Eltern sein müssen, sondern dass auch die Änderungen von Werten und Normen in den beiden Familien solche Konflikte zur Folge haben können.⁵⁰

Diese Überlegung stellt den Übergang zu einem weiteren zentralen Aspekt des Aufwachsens von Pflegekindern da, dem Familienwechsel als Kulturwechsel.⁵¹ Das Pflegekind befindet sich in einer völlig neuen Umgebung und muss sich zusätzlich mit einer oft völlig andersartigen Familienkultur auseinandersetzen. Familienkultur wird dabei verstanden als spezifisches System familialer Deutungsmuster, Sinnkonstruktionen, Routinen und Symbole.⁵² Das bedeutet, dass Erfahrungen, die das Kind in der Herkunftsfamilie gemacht hat, hierzu können etwa Armuts- oder Gewalterfahrungen, ein Mangel an emotionaler Beziehung oder eine nicht ausreichende körperliche Versorgung oder auch eine niedrige Bildungsorientierung gehören, sich häufig grundlegend von dem unterscheiden, was sie in der Pflegefamilie erleben. Die Pflegefamilie, weist also grundlegend andersartige Verhaltensweisen und kulturelle Codes auf.⁵³ Dies geht für das Pflegekind häufig mit dem Erleben von Irritationen, Spannungen und Missverständnissen einher, da ihre „Entwicklung

47 Schumann (1987), S. 61

48 Vgl. Gudat (1987) S. 55 f

49 Gassmann (2010), S. 74

50 Vgl. ebd.

51 Vgl. hierzu ausführlich Reimer (2008) sowie Schäfer (2011b)

52 Vgl. Wolf, Schäfer, Pierlings (2010)

53 Vgl. ebd.

zwischen den Bräuchen und Lebensstilen von mindestens zwei häufig sehr unterschiedlichen Familien stattfindet."⁵⁴

Sich in einem neuen und weitestgehend unbekanntem Lebensfeld zurechtzufinden, gehört somit zu den zentralen Aufgaben, denen sich ein Pflegekind stellen muss. Nicht selten beschäftigen sich Pflegekinder im Kontext dieser nicht als normal erlebten Lebenssituation auch mit Fragen nach der eigenen Normalität und der Sorge, gängigen Normalitätsvorstellungen nicht zu entsprechen. Diese Suchbewegungen und Auseinandersetzungen können unter der Überschrift schwieriger Normalitätsbalance subsumiert werden.⁵⁵ Häufig erleben Pflegekinder eine Verunsicherung dessen, was sie selbst und was von außen als normal angesehen wird. Ein Teil dieser Irritationen resultieren aus dem Pflegekind-Sein an sich, etwa durch das Erleben von Stigmatisierung in der Schule oder durch die Zugehörigkeit zum medizinischen oder psychiatrischen System etwa durch Förderungen und Therapien. Ergänzend werden dann mitunter Erfahrungen gemacht, die von den Pflegekindern selbst als nicht normal eingestuft werden. Hierzu gehört etwa das Aufwachsen als Kind psychisch kranker Eltern. Die eigene Normalitätsbalance aufrecht zu erhalten, wird für die Pflegekinder häufig in der Auseinandersetzung mit ungeklärten Fragen über die eigene Herkunft besonders relevant, hier tauchen dann Fragen nach dem eigenen Erbe (Was habe ich vererbt bekommen? Bin ich wie meine Mutter? Wie mein Vater?) oder auch nach dem eigenen Erleben in der Vergangenheit (Was ist mir damals tatsächlich widerfahren?) hinzu. Hinzu kommen in diesem Zusammenhang dann mitunter Vermutungen etwa über eine mögliche eigene psychische oder physische Belastung. Quelle hierfür können sowohl die fehlende Kenntnisse über die eigene Herkunft als auch gerade das Wissen über psychische oder chronische Erkrankungen der leiblichen Eltern sein. Viele Pflegekinder entwickeln an dieser Stelle Strategien, um sich die eigene Geschichte und Person erklären zu können. Oft gehen diese einher mit einer Betonung und Versicherung der eigenen Normalität. Pflegekinder erleben häufig

54 Schäfer (2011b), S.68. Dies ist ein Aspekt der in Verwandtschaftspflegeverhältnissen mitunter abgemildert werden kann, da die Pflegefamilie meist vertraut ist und sich durch verwandtschaftliche Bezüge einige Elemente der Familienkulturen ähneln können. Vgl.1.3

55 Vgl. Wolf, Schäfer, Pierlings (2010)

auch eine Verunsicherung ihrer Normalitätsbalance, weil sie sich selbst als merkwürdiges Mitglied innerhalb der Pflegefamilie wahrnehmen. Hierzu gehört beispielsweise das Tragen eines anderen Namens als der Rest der Familie. Der Kontakt zu Vertretern des Jugendamtes oder anderer Sozialer Dienste belastet schließlich ebenfalls das Normalitätserleben der Pflegekinder. Regelmäßige Gespräche mit dem Jugendamt werden nicht selten als Störfaktor im familiären Leben wahrgenommen.

Eng im Zusammenhang mit dem beschriebenen Erleben stehen also die Fragen nach der eigenen Identität, die Blandow (2004) als das „neuralgischste Problem“⁵⁶ von Pflegekindern diskutiert. Fragen nach der eigenen Person, der eigenen Entwicklung und der eigenen Zugehörigkeit (Wer bin ich? Wo gehöre ich hin? Wie werde ich sein?) sind Fragen, mit denen sich jedes Kind und jeder Jugendliche auseinandersetzen hat, jedoch müssen Pflegekinder dies in einer besonderen Art und Weise tun. Sie stellen sich Fragen wie „wer bin ich in Bezug zu meinen Geburtseltern und wer in Bezug zu meinen Pflegeeltern“.⁵⁷ Hinzu kommt die dargestellte Auseinandersetzung damit, dass das eigene Aufwachsen nicht den gängigen Vorstellungen entspricht. „Die Integration unterschiedlicher Erfahrungen ins eigene Selbst [und] die Einordnung in die eigene Geschichte“⁵⁸ gehören also in besonderem Maße zum Identitätsbildungsprozess eines Pflegekindes. Dass sich Pflegekinder in aller Regel Erklärungen und Deutungen für diese Besonderheiten und Erfahrungen in der eigenen Biografie konstruieren müssen, soll als zentraler Punkt der vorliegenden Arbeit betrachtet und untersucht werden. Bezogen auf die zuvor eingefügte Grafik von Wolf, kann also gesagt werden, dass sich Pflegekinder nicht nur spezifischen Entwicklungsaufgaben widmen müssen, sondern auch spezifischer Erklärungen und Deutungen für die Besonderheiten der eigenen Biografie bedürfen.

56 Blandow (2004), S.9

57 Ebd.

58 Gassmann (2010), S.74

2.3 Verwandtenpflege – eine besondere Form der Pflegefamilie

Da es sich bei dem der Arbeit zugrunde liegenden Einzelfall um ein Verwandtschaftspflegeverhältnis handelt, ist es notwendig, auf diese besondere Form des Pflegeverhältnisses intensiver einzugehen.⁵⁹ Dabei werden auch die zuvor eingeführten Themenfelder und mögliche Ressourcen und Belastungen in ihrer verwandtenpflegespezifischen Ausformung betrachtet.

Die Versorgung eines Kindes im Haushalt einer verwandtschaftlich mit ihm verbundenen Pflegeperson – dies können beispielsweise die Großeltern, Tante und Onkel, ältere Geschwister oder verschwägte Verwandte sein – ist die „älteste und – weltweit gesehen noch heute – verbreitetste Pflegeform.“⁶⁰ Gleichwohl war und ist sie in Deutschland und anderen industrialisierten Ländern nicht von solch großer Bedeutung, wie sie ihr beispielsweise in asiatischen oder afrikanischen Ländern oder Ländern des ehemaligen Ostblocks zukommt.⁶¹ Erst in jüngeren Jahren steigt das Interesse an der Verwandtenpflege und wird die Notwendigkeit der Weiterentwicklung und der besonderen Berücksichtigung dieses Teils der Vollzeitpflege gesehen.⁶² Diese Situation hat verschiedene Gründe. So ist ein großer Teil der Verwandtenpflegeverhältnisse selbst organisiert und dem Jugendamt beziehungsweise dem Pflegekinderdienst nicht bekannt oder wird erst deutlich nach ihrem Beginn bekannt.⁶³ Hinzu kommt, dass die Verwandtenpflege innerhalb des jeweils örtlichen Pflegekinderhilfesystems einen unterschiedlichen Rang einnimmt. So herrscht eine uneinheitliche Bewilligungspraxis zwischen den verschiedenen Jugendämtern. Neben den Verwandtenpflegeverhält-

59 Zur Darstellung des Einzelfalls vgl. 4.1

60 Blandow (2004), S.182

61 Vgl. Blandow, Kufner (2011), S.744

62 Auch das „Leuchtturmprojekt Pflegekinderdienst“ stellt diese Problematik heraus und macht einige erste Vorschläge für die Entwicklung von Qualitätsstandards in diesem Bereich. Vgl. Pierlings (2011)

63 Vgl. Blandow (2004), S.183. Er geht davon aus, dass rund 70% der Pflegeverhältnisse bei Verwandten über private Absprachen entstehen

nissen, die gar nicht in Verbindung mit dem Hilfesystem stehen, gibt es Konstellationen, in denen die Beteiligten zwar Kontakt zum Hilfesystem haben, aber keine Hilfen zur Erziehung erhalten – sei es, weil sie dies nicht möchten oder auch, weil sie die Voraussetzung für die Gewährung nicht erfüllen.⁶⁴ Wird Hilfe gemäß § 33 SGBVIII gewährt, zeigen sich auch erhebliche Unterschiede in der quantitativen Bedeutung der Verwandtenpflege für die einzelnen Kommunen. So belegen Zahlen aus dem Rheinland – für das Jahr 2007 – exemplarisch diese Bandbreite.⁶⁵ In rund 16 % der Kommunen waren 40 % und mehr der betreuten Pflegekinder in Verwandtenpflege (gemäß § 33 SGBVIII) untergebracht. Dem gegenüber lag bei rund 20 % der befragten Jugendämter der Anteil der Pflegekinder, die in dieser Form der Fremdplatzierung untergebracht waren, bei weniger als 10 %. Diese Zahlen zeigen in Ansätzen die unterschiedliche Handhabung in der Praxis und verweisen damit auch auf die jeweiligen „Fremdplatzierungsphilosophien“.⁶⁶

Statistisch erfasst werden nur die Pflegekinder in Verwandtenpflege, die Leistungen nach § 33 SGBVIII erhalten. Sie machen von der Gesamtgruppe der Pflegekinder in Deutschland gut ein Fünftel aus. Weiter sind sie im Durchschnitt älter als Pflegekinder in Fremdpflegefamilien, auch ihre Vermittlung findet zu einem späteren Zeitpunkt statt. Sie verweilen rund 15 Monate länger in ihren Pflegefamilien, allerdings ist auch das Abbruchrisiko bei ihnen leicht höher als bei „Fremdpflegekindern.“⁶⁷ Blandow und Kufner (2011) zeigen auf, dass es, neben den genannten Unterschieden, weitere Abgrenzungspunkte zwischen Verwandtenpflege und Fremdpflege gibt. So ist der Hintergrund der Aufnahme in Fremdpflegeverhältnissen häufiger durch Gewalt und Vernachlässigung in der Herkunftsfamilie geprägt wohingegen die Verwandtenpflege eher in

64 Vgl. hierzu ausführlich Blandow, Kufner (2011) S.745 f. Sie bezeichnen diese Gruppe als „halbformelle Verwandtenpflege“. Zu den rechtlichen Besonderheiten der Verwandtenpflege vgl. den entsprechenden Abschnitt ebd. S.759 ff.

65 Vgl. LVR (2007), S.27 ff. Die Daten basieren auf einer Befragung der Jugendämter im Rheinland

66 Ebd. S.28

67 Vgl. Blandow, Kufner (2011), S.747f. sowie van Santen (2010), S.609

der „tatsächlichen Verhinderung von Eltern“⁶⁸, beispielsweise bedingt durch Trennung, Inhaftierung, Krankheit oder Tod, begründet ist. Auch die Biografien der Pflegekinder unterscheiden sich. So haben Kinder in der Fremdpflege in aller Regel vor dem Wechsel in die Pflegefamilie mehr Erfahrung mit dem Hilfesystem gemacht, in 60 % der Fälle ist die Pflegefamilie bereits der mindestens dritte Lebensort.⁶⁹

Anhand der dargestellten statistischen und empirischen Betrachtungen wird bereits deutlich, dass die Verwandtenpflege eine besondere Form der Pflegefamilie ist. Weiter gilt es zu berücksichtigen, dass es in der Verwandtenpflege Aspekte gibt, die für ein reguläres Fremdpflegeverhältnis keine Rolle spielen oder in einer anderen Ausprägung auftauchen, denn Verwandtenpflegefamilien unterscheiden sich in der „Voraussetzung ihrer Entstehung und ihrer inneren Dynamik“⁷⁰ sehr deutlich von anderen Pflegefamilien. So ist beispielsweise die gemeinsame Geschichte, die Pflegefamilie und Herkunftsfamilie haben, ein solcher Punkt. Auch müssen sich etwa aufnehmende Großeltern nicht nur mit der Situation ihres Enkelkinds und dessen Notsituation, sondern möglicherweise auch mit gravierenden Problemen des eigenen (Schwieger-)Kindes oder einer Ablehnung des von ihm gewählten Lebensstils auseinandersetzen und diesen begegnen. Trauer, eigene Schuldgefühle und Scham über die Situation, möglicherweise eine Tabuisierung des Themas oder auch Schwierigkeiten, dem Pflegekind die Situation zu erklären, sind nur einige mögliche Konsequenzen dieser Konstellation. Auch der Alltag in der Pflegefamilie kann von dieser Konstellation geprägt sein. Da, wo in der Fremdpflegefamilie eine Phase der Neuorientierung und Integration selbstverständlich ist, ist der Übergang in die Verwandtenpflegefamilie eher geprägt von Alltagsroutinen, die einen tatsächlichen Neustart nicht unbedingt erleichtern. Das Hinzukommen neuer Rollen durch die Übernahme zusätzlicher Funktionen ist ein weiterer Punkt, der eine Besonderheit der Verwandtenpflege ausmacht. Eine Tante, die plötzlich auch Teile der Mutterrolle übernimmt, eine Cousine, die in der Wahrnehmung der Umwelt plötzlich so etwas wie die Schwester ist, sind nur

68 Ebd. S.749

69 Vgl. ebd. sowie ausführlich Walter (2004)

70 Blandow, Küfner (2011), S.751

Beispiele für eine mögliche Konfusion in den Rollen und Beziehungen zwischen den Generationen. Nicht zuletzt sind der Punkt des Umgangs mit der Herkunftsfamilie und die Frage der Besuchskontakte weitere wichtige Aspekte. Besuchskontakte sind auch in Fremdpflegefamilien häufig ein bedeutsamer Punkt, in der Verwandtenpflege kommen aber noch die Beziehungen und Haltungen der beteiligten Erwachsenen untereinander als Faktor hinzu. Dass die Kontakte häufig selbstorganisiert und ohne Begleitung stattfinden, kann als erschwerendes Moment hinzukommen.⁷¹ Geschichte der beiden Familien auch ein verstärktes Maß an Verständnis für die Situation in der Herkunftsfamilie und ein besseres Erklären von Problemlagen mit sich bringen.⁷² Das Wissen über die Herkunftsfamilie kann zudem eine Chance für die Biografiearbeit und die Beantwortung von Fragen nach der Herkunft sein, was sich etwa in einem Mehr an Informationen oder einem besseren Zugang zu diesen niederschlagen kann. Nicht zuletzt kann der Wechsel in ein einigermaßen vertrautes Umfeld auch enorme Erleichterung und Entlastung bedeuten.⁷³ Bei den beschriebenen Aspekten ist sicher ein entscheidender Punkt die jeweilige Ausgangskonstellation, die zu einem Verwandtenpflegeverhältnis führt. Vor dem Hintergrund der dargestellten Unterschiede bleibt abschließend festzuhalten, dass die Verwandtenpflege einer intensiveren und vor allem spezifischeren Berücksichtigung in der Praxis bedarf. Forderungen danach, werden in jüngster Zeit immer häufiger formuliert.⁷⁴ In der konkreten Praxis kann beispielsweise die Orientierung an Arbeitsweisen, die sich in den Niederlanden etabliert haben und unter dem Stichwort „Netzwerkpflege“ zusammengetragen sind, ein möglicher Schritt sein. Neben der Suche nach Pflegeverhältnissen im sozialen Netzwerk gehören unter anderem die konkrete Beteiligung der Pflegekinder und ihrer Angehörigen bei der Suche nach einer geeigneten Person für die

71 Viele der dargestellten Konstellationen beschreiben auch die Interviewpartner im Rahmen des Leuchtturmprojektes, Pflegekinderdienst. Vgl. hierzu entsprechend Pierlings (2011)

72 Vgl. hierzu die Ausführung zum Thema Identität in 1.2

73 Vgl. Pierlings (2011)

74 Vgl. exemplarisch das „Neue Manifest zur Pflegekinderhilfe“ (2010), S.44 oder die „Königswinterer Erklärung“, LVR (2008)

Hilfeleistung zu diesem interaktiven Prozess.⁷⁵ Grundsätzlich gilt die Wichtigkeit zu betonen, „dass sich Jugendhilfe eine bewusste Haltung zur Verwandtenpflege erarbeitet und die Besonderheiten [...] sowohl hinsichtlich ihrer Bedingungen als auch ihrer Chancen und Risiken für Kinder akzeptiert.“⁷⁶

75 Vgl. ausführlich Portengen, van der Neut (1999) sowie Blandow (2004), S.182fff. Weitere Empfehlungen sowie einschlägige Praxisbeispiele liefern Blandow, Kufner (2011). Auch das Leuchtturmprojekt formuliert erste Empfehlungen für die Praxis vgl. Pierlings, Schäfer (2011).

76 Blandow, Kufner (2011), S.758

3. Die zentralen theoretischen Bezüge

Das folgende Kapitel soll der Klärung der zentralen theoretischen Bezüge sowie der Einführung der für die vorliegende Arbeit relevanten theoretischen Begriffe dienen. Hierbei sollen vor allem die im Titel der Arbeit verwendeten Begrifflichkeiten und die entsprechenden Bezüge im Fokus stehen. Zunächst werden einige zentrale Aspekte der Attributionstheorie herausgearbeitet, die im späteren Verlauf in der Auswertung des Einzelfalls erneut aufgegriffen werden. Weiter wird der Begriff der Deutungsmuster vorgestellt und hinsichtlich seiner Relevanz für die vorliegende Arbeit eingeführt. Im Weiteren folgt eine begriffliche Klärung des Begriffs Lebensgeschichte. Als theoretischer Bezugspunkt wird folgend die Identitätsentwicklung als Patchwork vorgestellt, die als zentrale Hintergrundfolie für die spätere Betrachtung des Einzelfalls hinzugezogen werden soll.

3.1 Zentrale Aspekte der Attributionstheorie

Kausalattribution – häufig auch nur als Attribution bezeichnet – beschäftigt sich damit, wie sich der „Mann auf der Straße Ereignisse, Handlungen und Handlungsergebnisse erklärt“⁷⁷, indem er diesen bestimmte Ursachen zuschreibt. Das, was im eigenen Leben passiert, wird also auf eine Ursache zurückgeführt. Dies können beispielsweise Ursachenzuschreibungen für persönlichen Erfolg oder Misserfolg sein. Eine grundlegende Unterscheidung solcher Zuschreibungen ist zunächst die Unterteilung in internale und externale Kausalattributionen, die als Lokationsdimension bezeichnet wird.⁷⁸ Eine internale Kausalattribution findet sich dann, wenn eine Person die Ursache für ein bestimmtes Ereignis in der eigenen Person begründet sieht. External ist eine Kausalattribution dann, wenn die Ursachen als in der Situation, in einer anderen Person oder in Umwelteinflüssen begründet gesehen werden. Ist ein Mensch erfolgreich, neigt er eher dazu, für diesen Erfolg eine

77 Weiner (1994), S.1

78 Vgl. Baumann (2009), S.50

internale Kausalattribution hinzuzuziehen. So wird beispielsweise ein Prüfungserfolg eher mit dem eigenen Fleiß oder der eigenen Intelligenz in Verbindung gesetzt. Bei Misserfolgen zeigt sich das Ganze umgekehrt, diesem werden also eher externe Gründe zugeschrieben. So wird der Misserfolg in einer Prüfung beispielsweise eher damit erklärt, dass der Prüfer zu streng war oder die Zeit für die Beantwortung der Prüfungsfragen zu kurz war. Diese Form der Kausalattribution stellt vor allem eine Schonung des eigenen Selbstwerts dar, muss man sich selbst nicht als Grund für ein negatives Ereignis sehen und darstellen. Die Ursachen, die einem Ereignis zugeschrieben werden, lassen sich anhand zwei weiterer Dimensionen betrachten.⁷⁹ Neben der Lokalisierung innerhalb oder außerhalb der handelnden Person sind Ursachen entweder über die Zeit stabil oder variabel. Diese Dimension der Stabilität bezieht sich vor allem auf zukünftige Erwartungen und darauf, ob eine Person davon ausgehen kann, dass eine Ursache stabil ist, also auch in Zukunft noch wirksam, oder durch Instabilität gekennzeichnet ist. Wird eine Ursache als variabel erlebt, was zum Beispiel bei der Rückführung eines Ereignisses auf einen Zufall der Fall ist, kann sich eine Person nicht sicher sein, dass die gleiche Ursache das Ereignis in Zukunft erneut bedingt. Diese Dimension der Stabilität wird noch ergänzt durch die Dimension der Kontrollierbarkeit, also dadurch, ob eine Ursache durch den Handelnden (willentlich) kontrollierbar ist oder sich unkontrollierbar und unveränderlich darstellt. Diese drei Dimensionen können unterschiedlich kombiniert werden und in unterschiedlichen Konstellationen einem Ereignis zugeschrieben werden.

Ergebnisse der Attributionsforschung verweisen auf eine „Tendenz von Menschen, spezifische, relativ überdauernde Attributionsmuster zu entwickeln.“⁸⁰ Die Art und Weise der favorisierten Attribution hat dabei deutliche Auswirkungen auf das Selbstwertgefühl des Einzelnen. Wie ich mir bestimmte Ereignisse erkläre, ob ich die Ursache als unveränderbar und in meiner Person liegend sehe, oder als meinen Handlungen zugänglich und in einer konkreten Situation begründet, wirkt sich entsprechend aus. Die attributionstheoretische Forschung und auch der Aspekt des

79 Vgl. Weiner (1994), S.1

80 Wolf (1999), S.256

Selbstwertgefühls finden sich in der Betrachtung verschiedener Themenfelder wieder. So liefert sie unter dem Stichwort „erlernte Hilflosigkeit“ beispielsweise eine Erklärungsmöglichkeit für die Entstehung depressiver Erkrankungen.⁸¹ Niemeyer (1993) erklärt anhand attributionstheoretischer Aspekte den Prozess der Ausgrenzung als auffällig wahrgenommener Kinder in der Heimerziehung.⁸² Weiner (1994) stellt schließlich eine Verbindung zwischen Attribution und persönlicher Verantwortung am Beispiel verschiedener körperlicher Erkrankungen her.⁸³ Für die vorliegende Arbeit bildet die Betrachtung von Attributionen einen interessanten Zugang zu den Deutungsmustern und Erklärungen, die für die eigene Biografie herangezogen werden. Inwieweit diese das eigene Selbstwertgefühl belasten oder stärken, ist mit dem Aspekt der Kausaltribuierung als Hintergrund ein wichtiger Auswertungspunkt.

3.2. Der Begriff des Deutungsmusters

Beim Begriff des Deutungsmusters handelt es sich um einen in der sozial- und geisteswissenschaftlichen Debatte vielfältig verwendeten Begriff, der vor allem durch Ulrich Oevermann (1973) geprägt wurde.⁸⁴ Sehr häufig werden Deutungsmuster als soziale Deutungsmuster diskutiert. Nicht selten wird jedoch eine zu unscharfe Verwendung des Begriffes beziehungsweise eine unklare theoretische Einordnung kritisiert.⁸⁵ Gleichwohl lässt sich zunächst ein übergreifendes und grundsätzliches Verständnis von Deutungsmustern als „Organisation der Wahrnehmung von sozialer und natürlicher Umwelt in der Lebenswelt des Alltags“

81 Vgl. exemplarisch Comer (2001) sowie Stiensmeier-Pelster (1994)

82 Vgl. Niemeyer (1993)

83 Vgl. Weiner (1994)

84 Vgl. Oevermann (1973). Es sei darauf hingewiesen, dass es sich bei der Veröffentlichung um ein Manuskript handelt, welches über einen langen Zeitraum unveröffentlicht blieb und erst 2001 weiterbearbeitet und veröffentlicht wurde. Zur aktuellen Verwendung der Begrifflichkeit in der Sozial- und Geisteswissenschaft vgl. Übersicht bei Plaß, Schetsche (2001), S.511, Zur theoretischen Rahmung des Begriffs vgl. Arnold (1983), S.899 ff.

85 Vgl. hierzu etwa Lüders, Meuser (1997) sowie Plaß, Schetsche (2001)

formulieren.⁸⁶ Pensé (1994) sieht als Gemeinsamkeit aller theoretischen Auseinandersetzungen mit dem Deutungsmusterbegriff die Sicht auf Deutungsmuster als Sinnsysteme.⁸⁷ Deutungsmuster „sind funktional immer auf eine Systematik von objektiven Handlungsproblemen bezogen, die deutungsbedürftig sind, und sie steuern als generative Sinnstrukturen [...] die Einstellungen, Äußerungen, Handlungsweisen von Subjekten.“⁸⁸ Dabei gilt es zu betonen, dass soziale Deutungsmuster nicht gleichbedeutend mit persönlichen Einstellungen sind, sie müssen vielmehr als „sozial gültige Wissensform von ihren individuellen Repräsentationen [...] unterschieden werden.“⁸⁹ Dennoch herrscht zwischen beiden ein unmittelbarer Zusammenhang, der den Blick auf die soziale Funktion von Deutungsmustern lenkt, denn „Deutungsmuster funktionieren gleichermaßen als kollektive Programme, die Reaktionen von Menschen auf Ereignisse steuern, wie als gemeinsame Protokolle, welche die Interaktion zwischen den Subjekten regeln.“⁹⁰

Plaß und Schetsche (2001) beschreiben grundlegende Basisannahmen für eine Theorie sozialer Deutungsmuster. Zu diesen Annahmen gehören folgende.

1. Deutungsmuster sind „sozial geltende, mit Anleitung zum Handeln verbundene Interpretationen der äußeren Welt und der inneren Zustände.“⁹¹ Damit ist gemeint, dass es sich um eine „lebensweltliche Wissensform“ handelt, die vor allem die Komplexität reduziert und so Situationen für das Subjekt bewältigbar macht, Situationen mit Sinn erfüllt und auf das vorhandene Wissen des Individuums zurückgreift. Gleichwohl ist zu betonen, dass Deutungsmuster hierzu von Angehörigen einer Gesellschaft, Subkultur oder sozialen Gruppe geteilt werden müssen.⁹²

86 Lüders, Meuser (1997), S.58

87 Vgl. Pensé (1994), S.29

88 Ebd. S.29

89 Plaß, Schetsche (2001), S.524f.

90 Ebd. S.525

91 Ebd. S.523

92 Vgl. ebd.

2. Für die Kollektivität von Deutungsmustern sind Austausch und Weitergabe zwischen den Subjekten notwendig. Dies geschieht vor allem im Prozess der Sozialisation, beispielsweise durch Interaktionen im Alltagshandeln und deren Abgleich oder auch die Übermittlung idealtypischer Fallbeispiele.⁹³

In diesem Kontext lässt sich jedoch auch Kritik am Deutungsmusteransatz formulieren. So weist Pensé (1994) darauf hin, dass die Leistungsfähigkeit und spezifische Erfahrungen des Individuums unterbetont bleiben. Er unterstreicht, dass der Einzelne Deutungsmuster auch verändert, wenn „Inkompatibilitäten mit der deutungsbedürftigen Realität entstehen, wenn die eingeschliffenen Deutungsmuster nicht mehr ausreichen, um gesellschaftliche Realität sinnvoll auszudeuten.“⁹⁴

Wolf (1999) beschreibt schließlich zusammenfassend, dass „Deutungsmuster die Wahrnehmung der Individuen strukturieren, Handeln und die Rechtfertigung von Handlungen ermöglichen, in Bezug stehen zu konkreten alltäglichen Problemlagen und die Konstruktion und Präsentation von sozialer Identität erleichtern.“⁹⁵ Er betont dabei den starken Einfluss, den die gesellschaftlichen und gruppenspezifischen auf die individuellen Deutungsmuster haben.

3.2.1 Der Deutungsmusterbegriff im erziehungswissenschaftlichen Kontext

Für die erziehungswissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Begriff des Deutungsmusters sind vor allem die Arbeiten von Arnold (1983; 1985) herauszuheben. Er sieht für den pädagogischen Zusammenhang vor allem die qualitativ orientierte Bildungsforschung sowie die subjektorientierte Weiterbildungsdidaktik als zentrale Verwendungszusammenhänge des Deutungsmusterbegriffs.⁹⁶ In diesem Kontext konstatiert er eine „reflexive Wende“, die bei der Verwendung des Deutungsmusterbegriffs

93 Vgl. ebd

94 Pensé (1994), S.31

95 Wolf (1999), S.281

96 Vgl. Arnold (1983), S.893

statt „objektiv‘ vorgegebener bzw. generalisierbarer Anforderungen und Strukturen in stärkerem Maße wieder das Individuum mit seinen alltäglichen Erfahrungen und Entwicklungsbedürfnisse in den Mittelpunkt stellt.“⁹⁷

Arnold formuliert weiter eine Definition von Deutungsmustern, die sowohl ihre Entwicklung innerhalb gesellschaftlicher Bedingungen berücksichtigt als auch die Bedeutung und die Funktion derselben für den Einzelnen herausstellt. Er betrachtet Deutungsmuster als „mehr oder weniger zeitstabile[...] und in gewisser Weise stereotype Sichtweisen und Interpretationen von Mitgliedern einer sozialen Gruppe, die diese zu ihren alltäglichen Handlungs- und Interaktionsbereichen lebensgeschichtlich entwickelt haben. Im Einzelnen bilden diese Deutungsmuster ein Orientierungs- und Rechtfertigungspotential von Alltagswissensbeständen in der Form grundlegender eher latenter Situations-, Beziehungs- und Selbstdefinitionen, in denen das Individuum seine Identität präsentiert und seine Handlungsfähigkeit aufrechterhält.“⁹⁸

Zur weiteren Ausdifferenzierung entwickelt Arnold zehn Bedeutungselemente, die der weiteren Präzisierung des Begriffs dienen und hier zusammengefasst dargestellt werden sollen.⁹⁹

1. Element der Perspektivität

Dieses erste Bedeutungselement nimmt das grundlegende Konstitutionsproblem des Deutungsmusterbegriffs in den Blick, das heißt „den Vermittlungszusammenhang zwischen Wissen (Deutungsmuster) und Wirklichkeit (Lebenswelt/Gesellschaft)“.¹⁰⁰ Arnold stellt hier die Frage, wie das Wissen des Einzelnen mit seiner sozialen Wirklichkeit verbunden ist und setzt so eine Verbindung zu identitätstheoretischen Aspekten. Er betont, dass die „Perspektiven, die das Individuum zu seinem Weltbild integrieren“¹⁰¹ in der Auseinandersetzung mit signifikanten Anderen

97 Ebd.

98 Ebd.S.894

99 Ebd. S.894 ff sowie Arnold (1985) S.27ff

100 Arnold (1983), S.895

101 Ebd.

entstehen und diese so eine Art Referenzrahmen für beispielsweise die Begründungen des eigenen Handelns liefern.

2. Element der Plausibilität

Unter diesem Punkt fasst Arnold den Aspekt, dass Deutungsmuster „als elementares soziales Wissen [...] für den Einzelnen Alltagsplausibilität“ ermöglichen.¹⁰² Das bedeutet, dass Deutungsmuster als Teil des alltäglichen Routinewissens ermöglichen, die umgebende Wirklichkeit nach bekannten und bewährten Mustern zu ordnen. Sie bringen so eine Gewissheit darüber, was wirklich ist, und ermöglichen es dem Einzelnen, sein Handeln entsprechend auszurichten und auch unter Zeitdruck oder in schwierigen Situationen agieren zu können.¹⁰³

3. Element der Latenz

Mit diesem Aspekt des Deutungsmusterbegriffs weist Arnold darauf hin, dass diese im „alltäglichen Handlungsvollzug nicht ständig expliziert werden müssen bzw. können und demzufolge als Routinewissen den interagierenden Subjekten nur in eingeschränktem Maße reflexiv verfügbar sind.“¹⁰⁴ Vielmehr entsteht im Zuge der „lebensgeschichtlichen Aneignung [...] von Situations-, Beziehungs- und Selbstdefinitionen“¹⁰⁵ eine Art Grundmuster für unterschiedliche Lebensbereiche. Der Einzelne zeigt diese Grundmuster beispielsweise in Äußerungen über die eigene Biografie oder in Begründungen bestimmter Handlungsweisen. Im Zuge der Analyse von Deutungsmustern wäre es an dieser Stelle sinnvoll zu betrachten, welche Strukturen sich hinter „spezifischen Situations-, Beziehungs- und Selbstdefinitionen verbergen.“¹⁰⁶

4. Element der Reduktion von Komplexität

Anhand dieses Bedeutungselementes greift Arnold nochmals dezidiert den Aspekt der Handlungsfähigkeit des Einzelnen auf. Dadurch, dass

102 Arnold (1983), S.895

103 Ebd. S.895 sowie Arnold (1985), S.32

104 Ebd. S.39

105 Ebd. 39f.

106 Ebd. S.40

Deutungsmuster als Teil des Alltagswissens zumeist in „Form [...] redensartmäßiger Erklärungs-, Zuschreibungs- oder Wertemuster zutage treten“¹⁰⁷, können sie Eindeutigkeit und Orientierung vermitteln. Durch die Reduktion komplexer Situation auf bekannte Muster und Strukturen erfährt das Individuum Sicherheit und Plausibilität in seinem Handeln. Weiter sorgt eine Reduzierung von Komplexität für Orientierung in alltäglichen Handlungskontexten.¹⁰⁸

5. Element der Kontinuität

Eng verbunden mit dem gerade vorgestellten Aspekt ist das Element der Kontinuität. Denn als „lebensgeschichtlich erworbene Muster“¹⁰⁹ sind Deutungsmuster darauf angelegt, dass Situationen so betrachtet werden, dass bisher gültige Selbstverständlichkeiten nicht erschüttert werden. „Deutungsmuster entwickeln sich demnach nicht willkürlich, sondern beharrlich und mit der Tendenz, Stabilität zu erzeugen.“¹¹⁰ Jedoch bedeutet dies nicht, dass Deutungsmuster keiner Veränderung zugänglich sind. Vielmehr sind sie „Bestandteil der subjektiven Normalisierungsbemühungen im Rahmen des Lebenslaufs“¹¹¹ und werden in diesem Zuge auch immer wieder (re)interpretiert.

6. Element der Persistenz früher Erfahrungen

Der Aspekt der Kontinuität findet sich auch in der Persistenz, also der Beharrlichkeit, früher Erfahrungen wieder. Arnold stellt in diesem Kontext heraus, dass früh vermittelte Deutungsmuster einen nachhaltigen Einfluss auf das spätere Leben des Einzelnen haben. Für das Individuum bedeutet dies „einen Zugewinn an Sicherheit auf Kosten individueller Veränderungs- und Entwicklungspotentiale.“¹¹²

107 Ebd. S.46

108 Vgl. ebd.

109 Vgl. ebd. S.50

110 Schäfer (2011a), S.21

111 Arnold (1985), S. 50

112 Schäfer (2011a), S.21

7. Element der Konsistenz

Dieses Element weist auf den inneren Zusammenhang von Deutungsmustern hin. Mit Bezug auf Oevermann (1973) verweist Arnold darauf, dass die innere Struktur von Deutungsmustern durch Konsistenzregeln geformt ist, nach denen sich ihre gegenseitige Kompatibilität und Inkompatibilität jeweils bemisst.¹¹³ Und, obwohl Inkonsistenz zwischen den einzelnen Deutungsmustern möglich ist und die Handlungsfähigkeit einer Person nicht grundsätzlich einschränkt, ist der Einzelne dennoch bemüht, kognitive Dissonanzen zu reduzieren. Dies geschieht etwa durch die Veränderung von Handlungen oder Überzeugungen sowie die Angleichung und Modifizierung von Deutungsmustern.¹¹⁴

8. Das Element der gesellschaftlichen Vermitteltheit

Das Element der gesellschaftlichen Vermitteltheit bezieht sich auf das unter Punkt 1. beschriebene Konstitutionsproblem und greift die gesellschaftliche Seite auf, denn Deutungsmuster sind nicht nur Teil des individuellen Bewusstseins, sondern greifen als Produkt der Sozialisation immer auch auf gesellschaftliche Strukturen zurück, die für eine größere Gruppe von Menschen bedeutsam sind. Das bedeutet, dass „Deutungsmuster [...] nicht nur Bezüge zu subjektiv-sinnhaften Relevanzstrukturen auf[weisen], sondern [...] auch historisch-gesellschaftliche Bezüge [beinhalten].“¹¹⁵

9. Das Element der relativen Flexibilität

Wie bereits ausgeführt, erfüllen Deutungsmuster eine Orientierungsfunktion für den Einzelnen und geben so die Möglichkeit, die umgebende Wirklichkeit zu interpretieren und das Verhalten zu lenken (vgl. Pkt. 5.). Sie dienen so der internen und externen Rechtfertigung von Handlung und damit auch „der Kontinuität des Identitätskonzepts und des Selbstwertgefühls.“ Eine Falsifikation von Deutungsmustern ist daher schwierig. Gleichwohl ist die Veränderung und Anpassung von Deutungs-

113 vgl. Arnold (1985), S.63 sowie Oevermann (1973) S.12f.

114 Vgl. Arnold (1985), S.63

115 Arnold (1983), S.897

mustern im Kontext des tatsächlichen Handelns nötig und möglich, beispielsweise, wenn sie zu unangemessenen Handlungen anleiten oder unbefriedigenden Handlungserfolg mit sich bringen. Arnold (1985) verweist hier auf einen Prozess, in dessen Verlauf „Situationen mit vorhandenen Deutungsmustern erschlossen, die partielle Untauglichkeit dieser Deutungsmuster in veränderten Situationen lernend verarbeitet und das Deutungsmustersystem weiterentwickelt [...] wird.“¹¹⁶

10. Das Element der systematisch-hierarchischen Ordnung

Deutungsmuster sind als Teile des Alltagswissens nicht voneinander isoliert zu verstehen, sondern als aufeinander bezogen. Diese Bezogenheit beschreibt Arnold (1983) als hierarchisch differenzierte Ordnung.¹¹⁷ Er konstatiert, dass sich diese Ordnung so darstellt, dass sich „eine Reihe von Grundmustern im Sinne grundlegender Situations-, Beziehungs- und Selbstdefinitionen [...] nach z.T. lebensbereichsspezifischen Gesichtspunkten differenziert.“¹¹⁸ Weiter geht er davon aus, dass einige Deutungsmuster als besonders basal zu betrachten sind und deren Irritation oder Inkonsistenz besonders verunsichernd wirken kann bzw. die Veränderung dieser Deutungsmuster besonders schwierig ist.

Vor dem Hintergrund des Erkenntnisinteresses der hier vorliegenden Arbeit, das sich vor allem auf die biografischen Deutungsmuster bezieht, möchte ich für die Auswertung des Einzelfalls vor allem die individuellen Aspekte des Deutungsmusterbegriffs in den Fokus nehmen und folgende Aspekte des Deutungsmusterbegriffs besonders herausstellen:

Deutungsmuster werden verstanden als Sichtweise und Interpretation, die lebensgeschichtlich zu Handlungs- und Interaktionsbereichen entwickelt werden. Dabei bilden sie als Selbst-, Beziehungs- und Situationsdefinitionen eine Art Grundmuster für unterschiedliche Lebensbereiche. Diese Definitionen bilden einen Orientierungs- und Rechtfertigungsrahmen für den Einzelnen, ordnen die Wirklichkeit, dienen so der Präsentation der eigenen Identität und halten die eigene

116 Arnold (1985), S.70

117 Arnold (1983), S.898

118 Ebd., S.899

Handlungsfähigkeit aufrecht. Neben dieser Stabilität gilt es jedoch zu berücksichtigen, dass Deutungsmuster durchaus veränderbar sind, wobei früh erworbene Deutungsmuster eine besondere Konstanz aufweisen. Trotz des hier gewählten Fokus auf die das Individuum betreffende Aspekte von Deutungsmustern sei nochmals darauf verwiesen, dass diese nicht völlig individuell gebildet werden, sondern stets auch in Bezug zu gesellschaftliche Strukturen stehen und gesellschaftliche und gruppen-spezifische Deutungsmuster die individuellen beeinflussen.

3.3 Lebensgeschichte, Lebenslauf und Biografie – eine begriffliche Einordnung

Die Begriffe Biografie, Lebenslauf und Lebensgeschichte werden – vor allem im alltäglichen Gebrauch – häufig sehr artverwandt genutzt.¹¹⁹ Wörtlich übersetzt bedeutet Biografie zunächst Lebensbeschreibung. Sie umfasst also einen Text – eine Beschreibung unseres Lebens¹²⁰ – und gleichermaßen auch das, was inhaltlich durch diese Schilderung beschrieben wird. Der Begriff der Biografie beinhaltet also gleichzeitig auch die Lebenswirklichkeit, das reale Leben des Menschen.¹²¹ Diesem Punkt – Biografie als Realität – ordnet Schulze (2006) eine innere und eine äußere Seite zu. „Von außen betrachtet erscheint Biographie als Bewegung, als ein ‚Lebenslauf‘.“¹²² Diese Bewegung findet vor allem im sozio-kulturellen Raum statt, der von Menschen geprägt ist, und der sowohl kulturelle als auch gesellschaftliche Aspekte umfasst.¹²³ Auf der inneren Seite, der er die Lebensgeschichte zuordnet, beschreibt er „Biographie als Erfahrungszusammenhang, als Ansammlung und Aufschichtung von vielen [...] Lebenserfahrungen.“¹²⁴ Hierunter fasst er das Erfahrungswissen des Einzelnen, das nicht nur Informationen und Sachverhalte, sondern auch zugehörige Emotionen umfasst. „Lebenserfahrungen entstehen in

119 Vgl. zur biografischen Kommunikation im Alltag Fuchs-Heinritz (2000), S. 13ff.

120 Vgl. zu den unterschiedlichen Formen biografischer ebd., S. 25ff

121 Vgl. Schulze (2006), S.37

122 Ebd. S.39

123 Vgl. ebd.

124 Ebd.S.40

der Auseinandersetzung des individuellen Subjekts mit der Welt, in der es lebt. So verbindet sich in ihnen Welt- mit Selbsterkenntnis.¹²⁵

Auch Alheit (1990) nimmt eine Trennung in außen und innen vor, indem er schreibt: „Biographie kann allgemein als individuelle Lebensgeschichte definiert werden, die den äußeren Lebenslauf, seine historischen gesellschaftlichen Bedingungen und Ereignisse einerseits und die innere psychische Entwicklung des Subjekts andererseits in ihrer wechselseitigen Verwobenheit darstellt.“¹²⁶ Lebenslauf versteht er also als „objektive‘ Abfolge der Stadien und Ereignisse des Lebens [...], dem die Biografie (oder Lebensgeschichte) [...] als subjektiver Erfahrungs- und Handlungszusammenhang gegenüber gestellt wird.“¹²⁷ Biografie wird somit verstanden als „Konstruktionsleistung des Subjekts.“¹²⁸ Dennoch ist der Lebenslauf nicht als ein festgelegter Rhythmus des Lebens zu verstehen, sondern immer auch als von den „historisch-gesellschaftlichen Konstellationen“ abhängig zu begreifen.¹²⁹ Hier gilt es zwei zentrale Aspekte zu berücksichtigen. Auf der einen Seite existieren soziale Vorstellungen, was den normalen Lebenslauf des Einzelnen angeht. Schulische und berufliche Laufbahn, Familienphase etc. gehören zu diesem „sozial standardisierte[n] Erwartungsmuster[n].“¹³⁰ Gleichzeitig befindet sich der Lebenslauf aber auch immer mehr im Auflösungsprozess, was Alheit in Verbindung zum Beckschen Individualisierungsdiskurs und der Abnahme der Vorhersagbarkeit „spätmoderner Lebensläufe“ begründet sieht.¹³¹

Biografische Forschung ist vor diesem Hintergrund, anders als beispielsweise eine reine Lebenslaufforschung, vor allem „an den Sinnsetzungsakten und den biographischen Konstruktionen der Autobi-

125 Ebd.

126 Alheit (1990) in Finkel (2004), S.34

127 Alheit (2003), S. 109

128 Rosenthal (2005), S.169

129 Alheit (2003) S.110

130 Ebd.S.110

131 Ebd. S.110, Alheit sieht hier auch Verbindungen zum Identitätskonzept von Keupp, auf das in Kapitel 2.4. noch genauer eingegangen wird

graphInnen selbst¹³² interessiert und nutzt dabei als Datenbasis ganz grundsätzlich die „Darstellung der Lebensführung und der Lebenserfahrung aus dem Blickwinkel desjenigen, der sein Leben lebt.“¹³³ Das heißt, der Fokus wird auf die Gesamtheit der Lebensgeschichte gerichtet, und darauf, wie der Einzelne diese beschreibt, welche Schwerpunkte er setzt, welche Erlebnisse er als relevant betrachtet, und wie er sie auch in einen Sinnzusammenhang einordnet.

In der vorliegenden Arbeit soll es vor diesem Hintergrund um die Betrachtung einer Lebensgeschichte, um das erlebte Leben eines Individuums und die subjektive Perspektive auf dieses Leben gehen. Also darum, was von einem „konkreten Subjekt in einer konkreten biographischen und sozialen Situation ‚konstruiert‘ wird.“¹³⁴

3.4 Konstruktion von Identität – das Patchworkmodell nach Keupp

Bereits in der Betrachtung der Begriffe Lebenslauf und Lebensgeschichte wurde verdeutlicht, dass die Lebensläufe der Einzelnen in spät- bzw. postmodernen Zeiten immer mehr in der Auflösung begriffen sind. An diesem Punkt knüpft das Identitätskonzept von Heiner Keupp u.a. an, dass die Identität in der Spätmoderne als eine Art Patchwork versteht.¹³⁵ Da es sich bei der vorliegenden Arbeit nicht um eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Thema Identität sowie zugehörigen Theorien handelt, möchte ich, neben einer kurzen Rahmung, vor allem ausgewählte Aspekte des Modells vorstellen, die als Hintergrundfolie für die Einzelfallanalyse dienen sollen. Diese werden bei der Einführung des Modells entsprechend herausgestellt.

132 Rosenthal (2005), S.169

133 Fuchs-Heinritz (2000), S.9

134 Dausien (1994) in Finkel (2004), S.35

135 Vgl. Keupp u.a. (2008)

3.4.1 Hintergrund und Identitätsverständnis des Modells

Lange Zeit herrschte die Vorstellung, dass Identität, wenn sie gelungen ist, etwas Stabiles und Dauerhaftes darstellt.¹³⁶ „Die Erste Moderne hat normalbiographische Grundrisse geliefert, die als Vorgaben für individuelle Identitätsentwürfe gedient haben.“¹³⁷ Innerhalb dieser Vorgaben waren es vor allem die „berufliche[n] Teilidentität[en]“¹³⁸, die eine entscheidende Rolle spielten und dem Individuum seine Verortung erleichterten. Keupp (2005) verdeutlicht, dass in der zweiten Moderne diese „Ordnungsvorgaben an Verbindlichkeit [verlieren]“¹³⁹ und die Frage gestellt werden muss, in welcher Art und Weise sich Identität aktuell konstruiert. Er betont, dass gesellschaftliche Entwicklungen, wie etwa eine zunehmende Enttraditionalisierung, ein Gefühl der Unbehautheit, Individualisierung und Pluralisierung, die alltäglichen Lebensformen des Einzelnen heute prägen und dieser dabei gleichermaßen das eigene Leben individueller gestalten kann, aber auch muss und damit die „möglichen Vorstellungen von Normalität und Identität“ zunehmen.¹⁴⁰

Ziel des Identitätsmodells von Keupp u.a. ist es vor diesem Hintergrund, eine aktuelle Antwort auf die Frage: „Wer bin ich in einer sozialen Welt, deren Grundriß sich unter Bedingungen der Individualisierung, Pluralisierung und Globalisierung verändert?“¹⁴¹ zu geben, also zu beantworten, wie der Einzelne sich in seiner Lebenswelt verortet und es ihm gelingt, „ArchitektIn und BaumeisterIn des eigenen Lebensgehäuses zu werden [...]“.¹⁴²

Als grundsätzlich wird vorausgesetzt, dass es bei Identität immer um die Herstellung von Passung geht. Diese Passung von innerer (subjektiver)

136 Vgl. Keupp (2009)

137 Keupp (2005), S.1

138 Vgl. ebd.

139 Ebd.

140 Vgl. Keupp (2009), S.7. Zur Beschreibung des gesellschaftlichen Wandels und der Veränderung des Verständnisses von Identität vgl. ausführlich Kapitel 1 in Keupp u.a. (2008)

141 Keupp u.a. (2008), S.7

142 Keupp (2009), S.4

und äußerer (gesellschaftlicher) Welt sucht das Individuum in einem subjektiven Konstruktionsprozess, der sich permanent weiterentwickelt.¹⁴³ Identität bildet dabei „ein selbstreflexives Scharnier zwischen der inneren Welt und der äußeren Welt. Genau in dieser Funktion wird der Doppelcharakter von Identität sichtbar. Sie soll das unverwechselbar Individuelle, aber auch das sozial Akzeptable darstellbar machen.“¹⁴⁴ Als Konsequenz dieser „konstruktiven Selbstverortung“¹⁴⁵ muss der Einzelne eine hohe Eigenleistung erbringen und seine Erfahrungen in einen sinnhaften Zusammenhang bringen. Diese Verknüpfung verschiedener Erfahrungsfragmente wird im Modell als Identitätsarbeit verstanden und ist einer der zentralen Punkte desselben. Die Art, wie der Einzelne diese Identitätsarbeit vollführt, beschreiben Keupp u.a. mit der Metapher des Patchwork. Diese betont die aktive Leistung des Individuums bei der Arbeit an der eigenen Identität und lenkt den Fokus auf die Herstellungslogik, auf das wie dieses Prozesses. Identitätsbausteine, gebildet in Bezug auf unterschiedliche Lebensfelder, wie Arbeit, soziale Beziehungen oder Kultur, werden zu einem Patchwork einer „paßförmigen Identität“ verknüpft, dass die Einzelnen „sinnhaft in ihrer Welt verortet und zugleich handlungsfähig macht.“¹⁴⁶

3.4.2 Ausgewählte Aspekte des Identitätsmodells

Das Modell hat das Ziel zu zeigen, dass der Herstellungsprozess der Identität einer inneren Logik folgt und spezifischer Ressourcen – psychisch, sozial, materiell – bedarf. Keupp u.a. (2008) betonen, dass Identitätsbildung dabei „nur bei oberflächlicher Betrachtung ein Bild postmoderner Beliebigkeit [...] darstellt“¹⁴⁷ und eigentlich „eine aktive Leistung der Subjekte [ist].“¹⁴⁸ Weiter ist es Ziel des Modells, „den Herstellungsmodus von Identität als einen offenen Prozeß zu konzeptua-

143 Vgl. Keupp u.a. (2008), S. 7ff sowie 28f.

144 Keupp u.a. (2008), S.28

145 Keupp (2009), S.5

146 Keupp u.a. (2008), S.7

147 Ebd.

148 Ebd.

lisieren, der einer alltäglichen und zugleich lebenslangen Bearbeitung zugänglich ist.¹⁴⁹ Zwei zentrale Grundprämissen sind für das Verständnis des Modells von Bedeutung

1. Der relationale Grundmodus der Identität, welcher die Identitätsarbeit vor allem als permanente Verknüpfungsarbeit versteht. Damit ist gemeint, dass der Einzelne seine Selbsterfahrungen anhand einer zeitlichen Perspektive – Gegenwart, Zukunft etc. –, lebensweltlicher Gesichtspunkte – Erfahrungen von sich als Partner, Berufstätigem, Mann, Frau – sowie auf der Ebene von Unterschieden und Ähnlichkeiten – was kenne ich, was ist neu – ordnet. Diese Verknüpfungsarbeit hilft dem Subjekt „sich im Strom der eigenen Erfahrungen selber zu begreifen.“¹⁵⁰
2. Das Verständnis von Identität als Passungsprozess zwischen Innen und Außen. Auch wenn Identitätsentwicklung als Prozess im Subjekt stattfindet, ist es immer auch ein Aushandlungsprozess mit der gesellschaftlichen Umwelt.

Das Modell nähert sich der Herstellungslogik von Identität anhand dreier Perspektiven:¹⁵¹

Die erste Perspektive betrachtet den Prozess der Identitätsarbeit und die dafür nötigen zentralen Koordinationsleistungen des Einzelnen. Zu diesen gehört als erstes die relationale Verknüpfungsarbeit, die die Identitätsarbeit unter zeitanalytischen Gesichtspunkten betrachtet. Zusammengefasst geht es hierbei darum, wie der Einzelne Erfahrungen, die er in Bezug auf die eigene Person gemacht hat (wer bin ich (aktuell)?), und zukunftsbezogene Entwürfe (wer will ich sein) reflektiert und zu sogenannten Teilidentitäten zusammenfasst.¹⁵²

149 Ebd. S.189

150 Ebd. S.190

151 Wie bereits ausgeführt kann das Modell an dieser Stelle nur punktuell eingeführt werden. Für die ausführliche Auseinandersetzung mit dem Modell sei vor allem auf das Kapitel 4, S.189 ff in Keupp u.a. (2008) verwiesen. Die für die Analyse des Einzelfalls relevanten Aspekte werden entsprechend hervorgehoben.

152 Vgl. ebd. S. 207

Die zweite Koordinationsleistung, die Konfliktaushandlung, trägt dem Aspekt Rechnung, dass der Identitätsprozess Spannungen und Widersprüche umfasst (beispielsweise im Unterschied von Selbst- und Fremdwahrnehmung) und Passungsarbeit nicht das Ziel hat „diese Differenzen zu harmonisieren, sondern sie in ein für das Subjekt lebbares Beziehungsverhältnis zu bringen.“¹⁵³

Die dritte Koordinationsleistung ist die Ressourcenarbeit. Diese umfasst die Erschließung und Nutzbarmachung unterschiedlicher Ressourcen. Dabei wird betont, dass für die Identitätsentwicklung nicht das bloße Vorhandensein von Ressourcen bedeutsam ist, sondern vielmehr die Fähigkeit, diese in identitätsrelevante Abläufe zu übersetzen, sie also für sich selbst nutzbar zu machen.¹⁵⁴

Die vierte Koordinationsleistung, die Narrationsarbeit, beantwortet die Frage, wie die gerade beschriebenen Schritte vom Subjekt aus konstruiert werden, wie also die beschriebene Verknüpfungsarbeit geleistet wird. Keupp u.a. gehen davon aus, dass der Einzelne Identitätsbildung vor allem mit dem Mittel der Selbstnarration betreibt, denn „erzählend organisiert das Subjekt die Vielgestaltigkeit seines Erlebens in einen Verweisungszusammenhang.“¹⁵⁵ Diese Selbstnarrationen beschreiben die Art und Weise, wie der Einzelne relevante Ereignisse auf der Zeitachse aufeinander bezieht und er so für seine Umwelt verstehbar ist. Was der Einzelne erlebt hat, wie er die Welt betrachtet und seine eigenen Erlebnisse bewertet, „das alles macht Menschen sichtbar und gibt ihnen für sich selbst und für andere eine Gestalt.“¹⁵⁶

Es sei in diesem Kontext auf zwei entscheidende Punkte hingewiesen. Selbsterzählungen sind keine völligen Eigenkreationen, sondern sind immer im sozialen Kontext verwurzelt und von diesem beeinflusst. Sie verändern sich stetig und sind „wesentlich vom sozialen Aushandeln geprägt.“¹⁵⁷ Denn ihre Aufrechterhaltung hängt entscheidend von anderen

153 Ebd.

154 Vgl. ebd. S.198 ff sowie S.207

155 Ebd. S.208

156 Ebd.

157 Ebd. S.209

Menschen ab. Nur wenn „handlungsstützende Rollenträger“¹⁵⁸ bereit sind, die Darstellungen einer Person über ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mitzutragen, kann eine Selbstnarration aufrechterhalten und fortgeschrieben werden. Es herrscht also eine Interdependenz zwischen den Selbstnarrationen der einzelnen Individuen, indem sie gegenseitig ihre narrativen Konstruktionen stützen. Diesen Prozess nimmt der Einzelne in aller Regel bereits vorweg, indem er die allgemeine Verstehbarkeit seines Handelns bereits antizipiert.

Die zweite Perspektive des Modells betrachtet die subjektiven Konstruktionen, also die Produkte der gerade beschriebenen Prozesse oder auch die **Ergebnisse der Identitätsarbeit**. Diese Ergebnisse sind dabei in einer ständigen Weiterentwicklung begriffen.

Zu diesen Produkten gehören zunächst die sogenannten Teilidentitäten. In ihnen bündeln sich, als einer Art Bild von sich selbst und entlang gesellschaftlich geprägter Identitätsperspektiven, die situativen Selbsterfahrungen aus verschiedenen lebensweltlichen Kontexten (Arbeit, Familie, Freizeit etc.).¹⁵⁹ Dabei enthalten diese Teilidentitäten nicht nur „Erfahrungsbausteine“¹⁶⁰, die auf die Zukunft bezogen sind (etwa geplante Entwürfe und Projekte), sondern auch solche, die der Vergangenheit entstammen (beispielsweise aufgegebene Identitätsentwürfe). Innerhalb einer Teilidentität sind immer auch Ambivalenzen möglich. Wie im Kontext der Konfliktaushandlung bereits herausgestellt kann es beispielsweise immer auch zu Unterschieden in der Außen- und Selbsteinschätzung kommen. Teilidentitäten entwickeln sich entlang von Identitätsperspektiven, die durch die gesellschaftliche Umgebung oder auch das soziale Netz des Einzelnen geprägt sind und so „den Konstruktionsrahmen“ bilden.¹⁶¹ Die Relevanz einer Teilidentität kann sich im Verlauf des Lebens mehrfach ändern, was unter anderem darin begründet ist, dass das Individuum nicht zeitgleich an allen Teilidentitäten arbeitet.¹⁶²

158 Ebd. S.213

159 Vgl. ebd. S.222

160 Ebd. S.219

161 Ebd. S.222

162 Keupp. u.a. (2008) führen an dieser Stelle das sehr anschauliche Bild der „Dreifelderwirtschaft“ ein und zeigen so, dass die Identität des Einzelnen in Entwicklung begriffen ist und einzelne Teilaspekte unterschiedlich bedeutsam sind. Vgl. ebd. S.225

Als zweite subjektive Konstruktion von Identitätsarbeit bezeichnen Keupp u.a. das Identitätsgefühl. Während Teilidentitäten bestimmte Aspekte eines Individuums umfassen, entsteht das Identitätsgefühl aus der „Verdichtung sämtlicher biographischer Erfahrungen und Bewertungen der eigenen Person.“¹⁶³ Es fungiert als eine Art Regulationsprinzip, indem es prüft, ob einzelne Handlungen zu einer Person und ihren Selbstrepräsentanzen passen. Das Modell versteht unter Identitätsgefühl also die Art und die Qualität der Beziehung, die ein Individuum zu sich selbst hat (Selbstgefühl) sowie die „Bewertungen darüber, wie eine Person die Anforderungen des Alltags bewältigen kann (Kohärenzgefühl).“¹⁶⁴ Keupp u.a. verbinden dieses Gefühl des bewältigen Könnens eng mit dem Gefühl, zu verstehen, was mit einem selbst passiert sowie dem Erleben der eigenen Einflussnahme. Ihr Verständnis des Kohärenzgefühls steht also im klaren Bezug zu Antonovsky und seinen Überlegungen zur Salutogenese und deren drei Schwerpunkte – Sinnhaftigkeit, Machbarkeit und Verstehbarkeit.¹⁶⁵

Das dritte Produkt der Identitätsarbeit sind die sogenannten biografischen Kernnarrationen. In ihnen bündeln sich der „Teil der Identität, in denen das Subjekt einerseits für sich selbst ‚die Dinge auf den Punkt‘ zu bringen versucht und zum anderen [...]“¹⁶⁶ die Erzählungen von sich selbst, mit denen der Einzelne sich seiner Umwelt mitteilt. Der Einzelne bündelt in ihnen seine Geschichte also nicht nur für andere, sondern auch für sich. Kann das Identitätsgefühl verstanden werden als „Vertrauen zu sich selbst“, sind die biografischen Kernnarrationen „die Ideologie von sich selbst.“¹⁶⁷ Sie sind das Ergebnis der narrativen Bemühungen des Einzelnen und in ihnen spiegeln sich die aktuell dominierenden Teilidentitäten wider. Der Einzelne drückt durch sie aus, welche „Lesart seiner Identitätsentwicklung die derzeit dominierende ist“,¹⁶⁸ wie er sich sieht, gesehen werden möchte und wie er seine Entwicklung erklärt.

163 Ebd. S.225

164 Ebd. S. 226

165 Vgl. ausführlich ebd. S.227, Keupp (2009) S.12 ff sowie Antonovsky (1998)

166 Keupp u.a. (2008). S.229

167 Ebd. S.229

168 Ebd. S.232

Wie in den ersten beiden Perspektiven herausgestellt, erlauben der Prozess und die subjektiven Konstruktionen der Identitätsarbeit dem Einzelnen, sich „als handlungsfähiges Subjekt in seiner jeweiligen sozialen Welt zu verorten.“¹⁶⁹ Darüber hinaus sehen Keupp u.a. übergreifende Aufgabenstellungen der Identitätsentwicklung, die für nahezu jeden gelten und die – als dritte Perspektive des Modells – als Syntheseleistungen der Identitätsarbeit verstanden werden. Hierbei geht es, neben den Fragen nach Anerkennung und Authentizität, um die Frage nach Kohärenz, also danach, wie es dem Einzelnen gelingen kann, aus der Vielzahl an Möglichkeiten ein für sich „stimmiges Identitätsprojekt zu realisieren“¹⁷⁰ und sich selbst, trotz aller Verschiedenartigkeit, als kohärent zu erleben. Keupp u.a. plädieren in diesem Kontext dafür, dass die Antwort des Einzelnen heute aus einer „prozessual zu verstehenden Kohärenzleistung“¹⁷¹ besteht und beschreiben somit eine Abkehr von einem Kohärenzverständnis, was sich einzig auf eine innere Einheit oder Harmonie bezieht. Vielmehr treten sie dafür ein, dass Kohärenz für das Subjekt auch eine offene und dynamische Struktur haben kann. „Entscheidend bleibt allein, daß die individuell hergestellte Verknüpfung für das Subjekt selbst eine authentische Gestalt hat, jedenfalls in der gelebten Gegenwart und einen Kontext von Anerkennung, also in einem Beziehungsnetz von Menschen Wertschätzung und Unterstützung gefunden hat.“¹⁷² Dabei kommt es nicht darauf an, ein dauerhaftes Fundament festzulegen, sondern immer neue Passungsmöglichkeiten erarbeiten zu können. Keupp u.a. setzen hier als Voraussetzung erneut die Verbindung zu Antonovsky und betonen die Notwendigkeit, dass auch bei sehr unterschiedlichen Identitätsprojekten ein Gefühl der Gestaltbarkeit sowie der Sinnhaftigkeit und Verstehbarkeit herrschen muss und Kohärenz „weniger inhaltlich, denn als prozessuales Ergebnis“¹⁷³

169 Ebd. S.243

170 Ebd. S.243. Die beiden Aspekte Authentizität und Anerkennung werden an dieser Stelle, vor dem Hintergrund des Erkenntnisinteresses der vorliegenden Arbeit, nicht weiter ausgeführt. Zur weiteren Auseinandersetzung mit den Punkten vgl. ebd. S.243 sowie S.252 ff.

171 Ebd. S.267

172 Keupp (2009), S.19

173 Keupp u.a. (2008) S. 246

entsteht. Modellübergreifend stellen sie fest, dass die Erreichung von Kohärenz Bedingung und Ziel der Identitätsarbeit ist. Das bedeutet, dass nicht wie in früheren Epochen „vorgefertigte Identitätspakete“¹⁷⁴ übernommen werden und dies das Ziel gelingender Lebensbewältigung ist, sondern dass Lebenskohärenz in der individuellen und sich ständig weiterentwickelnden Passungsarbeit erreicht wird.¹⁷⁵

Zusammengefasst werden folgende Punkte als relevant für die Auswertung des Einzelfalls festgehalten:

Grundsätzlich bedeutsam ist der Punkt, dass es bei Identität immer um die Herstellung von Passung geht. Diese Passung, der subjektiven und gesellschaftlichen Welt, versucht der Einzelne in der Verknüpfung unterschiedlichster Erfahrung zu erreichen. Diese als Identitätsarbeit verstandene Verknüpfungsarbeit erfordert ein hohes Maß an Eigenleistung, ist aber immer auch in der Verbindung zur äußeren Welt zu betrachten und einer ständigen Weiterentwicklung zugänglich. Um das wie dieser Verknüpfungsarbeit zu betonen, wählen Keupp u.a. die Metapher des Patchwork. Ziel dieser Identitätsarbeit ist die Schaffung einer Lebenskohärenz, also für sich zu erreichen, sich selbst und seine Identitätsprojekte, die durchaus unterschiedlich sein können, als sinnhaft, gestaltbar und verstehbar zu erleben. Auch dieser Zustand wird nicht als etwas starr Festgelegtes und einmal zu Erreichendes verstanden, sondern ist prozessual zu verstehen.

Das Individuum organisiert seine Biografie vor allem auch erzählend und entwickelt dadurch, unter anderem, biografische Kernnarrationen, also eine Lesart von sich selbst, die aktuell favorisiert wird. Betrachten wir dies als Rahmen für die vorliegende Arbeit, so stellt sich für die Auswertung die Frage, wie es Menschen mit einem schwierigen Start ins Leben und problematischen Erfahrungen gelingt, eben diese in die eigene Lebensgeschichte zu integrieren und eine Ideologie von sich selbst zu entwickeln, die zum Erleben eigener Kohärenz und einer Verortung in der Umwelt führt.

174 Keupp (2009), S.10

175 An diesem Punkt wird ebenfalls eine Verbindung zu den weiteren Syntheseleistungen der Identitätsarbeit – Anerkennung und Authentizität – gesetzt. Vgl. ebd. S.10f

4. Empirische Untersuchung

Nach der Einführung der relevanten theoretischen Bezugfelder wird im zweiten Teil der Arbeit die empirische Untersuchung vorgestellt. Hierzu soll zunächst in knapper Form grundlegend in den Bereich der qualitativen bzw. der biografischen Forschung eingeführt werden sowie die Methode des biografischen Interviews dargestellt werden. Im weiteren Verlauf wird dann das „Leuchtturmprojekt Pflegekinderdienst“ vorgestellt. Das Projekt liefert den Rahmen für die Entstehung des Interviews, welches in dieser Arbeit analysiert wird. Den Abschluss dieses Kapitels bildet die Darstellung der eigenen Forschungswerkstatt. Es werden hierbei die Aufbereitungs- und Auswertungsschritte der Einzelfallanalyse vorgestellt.

4.1 Forschungstheoretischer Hintergrund

Unter der Überschrift qualitativer Forschung werden zunächst ganz allgemein sämtliche Forschungsansätze zusammengetragen, bei denen es um „eine Rekonstruktion sozialer Abläufe und die Herausarbeitung von Sinnstrukturen geht.“¹⁷⁶ Rosenthal (2005) stellt heraus, dass es zwar auch qualitative Methoden gibt, die sich zumindest an der Logik quantitativer Verfahren und dem „Ziel einer numerischen Verallgemeinerung“ orientieren, gleichwohl beschreibt sie als „dezidiert qualitativ“ die Methoden, deren „Interpretationen und Verallgemeinerungen [...] vielmehr auf einer Logik des Verallgemeinerns am Einzelfall oder [...] der mikroskopischen bzw. dichten Beschreibung [...] der Alltagswelt [beruhen].“¹⁷⁷ Hierbei gehe es vor allem um eine „Logik des Entdeckens“¹⁷⁸, also eine Generierung von Hypothesen im Forschungsverlauf und nicht um eine Prüfung bereits vorliegender Hypothesen. Diese Offenheit des Forschungsprozesses beschreibt Terhart (1997) als eines der zentralen Elemente des qualitativen Ansatzes. Er betont, dass qualitative

176 Jakob (1997), S.125

177 Rosenthal (2005), S. 13

178 Ebd.

Forschung dem „jeweiligen Gegenstandsbereich“ nicht etwa eine vorab formulierte Theorie aufdrängen will, sondern „Verallgemeinerungen, Bilder, Modelle, Strukturen aus der möglichst unverstellten Erfahrung des Forschers im Gegenstandsbereich selbst gewinnen [will]: Erfahrung sozialer Wirklichkeit ‚aus erster Hand‘.“¹⁷⁹ Als weitere zentrale Annahmen formuliert er das Verständnis von der sozialen Welt als einer durch „interaktives Handeln konstruierten Welt, die für den Einzelnen, aber auch für Kollektive sinnhaft strukturiert ist.“¹⁸⁰ Vor dem Hintergrund dieser Annahme ist es von zentraler Bedeutung, die „soziale Welt mit den Augen des Handelnden selbst zu sehen“¹⁸¹ und dadurch subjektive Sinnstrukturen nachvollziehend zu verstehen.

Unter biografischer Forschung als Forschungsansatz innerhalb der qualitativen Forschung werden alle Forschungswege und -methoden subsumiert, die als zentrale Datenbasis Lebensgeschichten haben, also Darstellungen „der Lebensführung und der Lebenserfahrung aus dem Blickwinkel desjenigen, der sein Leben lebt.“¹⁸² Aus dem Gesamtzusammenhang der Lebensgeschichte wird rekonstruiert, welche Erlebnisse für Individuen „biographisch relevant sind, wie sie diese Erlebnisse damals und heute deuten und wie sie versuchen ihr Leben in einen Sinnzusammenhang einzubetten, d.h. in ein Konstrukt, das wir Biographie nennen.“¹⁸³ Fuchs-Heinritz (2000) differenziert dieses Erkenntnisinteresse in charakteristische Ziele biografischer Forschungsprojekte.¹⁸⁴ So ist es Ziel biografischer Forschung, Informationen über Deutungsmuster, Problemlagen oder Handlungsorientierungen bestimmter Gruppen zu erlangen und auf diesem Wege beispielsweise kulturelle Unterschiede zu eruieren.¹⁸⁵ Des Weiteren ist es das Ziel biografischer Forschung, die Prozesshaftigkeit des sozialen Lebens zugänglich zu machen. Aufgrund

179 Terhart (1997), S 30

180 Ebd.

181 Ebd.

182 Fuchs-Heinritz (2000), S.9, vgl. dort auch ausführlich die Ausführungen zur Entwicklung und Geschichte der Biografieforschung

183 Rosenthal (2005), S.169

184 Vgl. Fuchs-Heinritz (2000), S.123 ff

185 Vgl. ebd. S.133

der Spezifik ihrer Daten kann sie Verläufe (Wie hat etwas begonnen? Was ist dann passiert? etc.) verdeutlichen und so Entwicklungen – zumindest aus der Sicht der Person, die ihre Lebensgeschichte beispielsweise erzählt – zugänglich machen. Den Zugang zu sogenannten „Karrieren“, also beispielsweise der Entwicklung einer Delinquenz oder einer Drogensucht, lässt sich über die Rekonstruktion von Lebensgeschichten erreichen. Werden mehrere solcher Entwicklungen in unterschiedlichen Varianten betrachtet, lässt sich vergleichend eine Gesamtheit möglicher Entwicklungen herausarbeiten. In diesem Zusammenhang kann als Ziel ebenfalls der Versuch genannt werden, aus dem Material Prozessstrukturen des Lebenslaufs herauszufiltern und so Zugang zu bekommen zu „Ablaufformen in Lebensgeschichten, die allgemeine Bedeutung haben, von denen angenommen werden kann, dass sie in Andeutung in allen Lebensgeschichten vorkommen.“¹⁸⁶

Nicht zuletzt ist es Ziel biografischer Forschung, die Spezifik des Einzelfalls herauszuarbeiten und dadurch beispielsweise auf individuelle Deutungsmuster zu schließen. Die Betrachtung der Spezifik des Einzelfalls liefert, häufig im Vergleich mit anderen Fallstrukturen, deutlich mehr Informationen als etwa Fragebogen- oder Beobachtungsdaten und gewinnt so Informationen „über die das Handeln in der Situation strukturierende Konstellationen der Persönlichkeit“ hinaus.¹⁸⁷ Wer verstehen will, warum eine Person sich beispielsweise für einen bestimmten beruflichen Weg entschieden hat, erfährt deutlich mehr, wenn er nicht nur direkt nach der Motivation fragt, sondern auch den bisherigen Lebenslauf und die Lebensgeschichte in den Blick nimmt, und dadurch weitere bedeutsame Strukturen, Motive etc. erkennen kann. Abschließend ist zu betonen, dass sich biografische Forschung besonders für solche Felder empfiehlt, in denen noch wenig gesicherte Ergebnisse vorliegen, und für die die „sozialwissenschaftliche Konzeptualisierung noch nicht weit fortgeschritten ist.“¹⁸⁸ Die genaue Überprüfung im Vorhinein ausformulierter Hypothesen ist also eher selten Ziel der

186 Ebd. S.135

187 Ebd.

188 Ebd.S.138

Biografieforschung, vielmehr soll der Forscher sich in einem offen-induktiven Vorgehen zu Beginn „theoretisch unbefangen“ machen.¹⁸⁹

4.1.1 Das narrative Interview

Wie bereits angedeutet haben erzählte Daten eine besondere Bedeutung im Rahmen der biografischen Forschung. Eine zentrale Quelle ist die des narrativen Interviews, denn es bietet als Methode die Möglichkeit, „Sinnkonstruktionen und -handlungen aus der Perspektive der handelnden (und erleidenden) Individuen zu erfassen und einer Analyse zugänglich zu machen.“¹⁹⁰ Die Verwendung eines „erzählgenerierenden Interviews“¹⁹¹ bietet sich weiter immer dann an, wenn ein explorativer und beschreibender Zugang in das Forschungsfeld gefunden werden und Thesen entwickelt werden sollen und nicht bereits bestehende Hypothesen zur Überprüfung anstehen.

Das narrative Interview als Methode geht zurück auf Fritz Schütze und stellt eine gängige und akzeptierte Methode der qualitativen Sozialforschung dar.¹⁹² Ziel des narrativen Interviews soll es sein, die Befragten anzuregen, etwas aus ihrem Leben zu erzählen und dabei selbst die für sie relevanten Themen auszuwählen können.¹⁹³ Bei diesen Interviewformen geht es also nicht darum, die Interviewten in das enge Feld vorgefertigter Fragen zu führen, sondern sie stattdessen „zu Erzählungen (ihres Alltags, ihrer Biographie oder spezieller Erfahrungen) anzuregen.“¹⁹⁴

Zentral für das narrative Interview ist die sogenannte Stehgreiferzählung, zu der der Befragte durch eine offene Erzählaufforderung angeregt wird. Der Befragte wird angeregt, sich an ein spezifisches Lebensthema oder die gesamte Lebensgeschichte zu erinnern und „anhand eines

189 Ebd. S.140 Fuchs-Heinritz schlägt hier die Brücke zur Grounded Theory nach Glaser und Strauss. Aufgrund der Begrenztheit der Arbeit kann auf dieses Theoriekonzept hier nicht weiter eingegangen werden. Vgl. ausführlich: Glaser, Strauss (2010)

190 Jakob (1997), S.445

191 Friebertshäuser (1997), S.373

192 Vgl. Schütze (1983)

193 vgl. Friebertshäuser (1997), S.373

194 ebd. S.386

selbstgewählten Erzählstrangs diese Thematik zu entfalten.¹⁹⁵ Wichtig ist, dass der Interviewer diese Erzählphase nicht durch Nachfragen stört und dem Gesprächspartner die Möglichkeit zugesteht, die eigene Version der Ereignisse darzustellen. In dieser Phase des Interviews entstehen für den Gesprächspartner verschiedene Zwänge des Erzählens. Das heißt, dass er zum einen durch den Gestaltschließungszwang zu einer Darstellung kommen muss, die in sich geschlossen und begründet ist. Der Kondensierungszwang führt zu einer Verdichtung der Erzählung, da nur begrenzte Zeit zur Verfügung steht und der Interviewpartner eine Erzählung entwickeln muss, die für den Interviewer nachvollziehbar ist und sich nicht in Nebenthemen verliert. Der Detaillierungszwang sorgt gleichzeitig dafür, dass der Gesprächspartner so viele Hintergrundinformationen berichtet, die zum Verständnis notwendig sind.¹⁹⁶ Zu Beginn des Interviews kann es vorkommen, dass der Gesprächspartner seine Lebensgeschichte mit der Auflistung des Lebenslaufes gleichsetzt und dabei stichpunktartig sein Leben anhand von biografischen Eckdaten darstellt. Dies hat meist zur Folge, dass eine Erzählkoda wie „mehr fällt mir nicht ein“ nach wenigen Minuten zu erwarten ist. Diese Art von Auflistung kann als eine Aufwärmung für das weitere Interview betrachtet werden. Der Interviewer ist an dieser Stelle gefordert durch das Signalisieren von Interesse und die Bestärkung Weiteres zu berichten, das Gespräch auf eine Erzählung zu lenken. Der dargestellten Phase der Haupterzählung folgt ein Nachfrageteil, in dem der Interviewer Unklarheiten aus dem bisher Berichteten ansprechen kann. In einer abschließenden Bilanzierungsphase können dem Interviewpartner dann auch Fragen gestellt werden, die auf Erklärungen für die eigene Geschichte oder Bilanzierungen gerichtet sind.¹⁹⁷ Diese erzählgenerierenden Nachfragen haben nach Rosenthal (2005) eine erhebliche, aber häufig unterbewertete, Bedeutung. Durch sie wird dem Interviewten Interesse vermittelt und Wertschätzung seiner Lebensgeschichte entgegengebracht. Weiter unterstützen und

195 Ebd. S.387

196 Vgl. Ebd. S.387 sowie Schütze (1983), S. 283 ff.

197 Vgl. Friebertshäuser (1997), S.387

bestärken sie den Gesprächspartner bei weiteren Klärungen des bereits Erwähnten.¹⁹⁸

Für den Interviewabschluss besteht die unerlässliche Regel, das Interview nicht bei einer heiklen Phase des Lebens oder bei einem belasteten Lebensbereich zu beenden. Der Gesprächspartner muss hier genügend Zeit bekommen, sich „aus der schwierigen Phase oder dem schwierigen Lebensbereich herauszählen [...] [zu] können“¹⁹⁹. Es ist Aufgabe des Interviewers hier ein kompetentes Zeitmanagement vorzuhalten.

4.2 Dokumentation des eigenen Forschungsprozesses

Im folgenden Abschnitt soll das eigene Forschungsvorhaben genauer vorgestellt werden. Hierzu wird zunächst in das zugrunde liegende Forschungsprojekt eingeführt und allgemein die Interviewerhebung sowie Weiterverarbeitung der Daten beschrieben. Im weiteren Verlauf werden dann die konkreten Schritte der Einzelfallanalyse vorgestellt und so ein Einblick in die eigene „Forschungswerkstatt“, die die Grundlage für die vorliegende Arbeit liefert, ermöglicht.

4.2.1 Das Leuchtturmprojekt Pflegekinderdienst²⁰⁰

Das vorliegende Interview mit Olivia entstand im Rahmen des zweijährigen Forschungsprojektes „Leuchtturm PKD“, bei dem ich die Projektleitung inne hatte. Das „Modellprojekt zur Steigerung der Wirksamkeit der Pflegekinderdienste“ startete im Juli 2009 als Kooperation zwischen der Forschungsgruppe Pflegekinder der Universität Siegen, dem LVR-Landesjugendamt, dem Jugendamt und den Pflegekinderdiensten der Landeshauptstadt Düsseldorf sowie den Pflegekinderdiensten der drei weiteren Modellregionen Bornheim, Kamp-Lintfort und Duisburg. Basierend auf biografischen Interviews mit ehemaligen Pflegekindern und in enger Kooperation mit den fachlich ambitionierten Fachberatern

198 Vgl. ebd. S.148 f.

199 Ebd. S.150

200 Vgl. hierzu auch ausführlich Pierlings (2011)

der vier Modellregionen war das Ziel unseres Projektes, die Arbeit professioneller Pflegekinderdienste weiterzuentwickeln und empirisch gestützte Qualitätsstandards für die Pflegekinderhilfe zu erarbeiten. Durch die Auswertung der Interviews wurden dabei konkrete, empirisch gestützte Indikatoren für Ressourcen herausgearbeitet. Durch die Perspektive der Pflegekinder als Experten ihrer eigenen Biografien bot sich eine sehr gute Möglichkeit, einer Weiterentwicklung und Absicherung der Qualität im Pflegekinderwesen näher zu kommen. Das Projekt gliederte sich dabei in drei Phasen. Die Interview-, die Werkstatt- und die Abschluss- und Transferphase.

Im Rahmen der sechsmonatigen Interviewphase wurden 41 biografisch-narrative Interviews mit ehemaligen Pflegekindern geführt.²⁰¹ Die Gruppe der Gesprächspartner umfasste 24 Frauen und 17 Männer im Alter von 18 bis 39 Jahren. Der Kontakt zu den Gesprächspartnern wurde in erster Linie mit Hilfe der Kooperationspartner in den jeweiligen Modellregionen hergestellt. In einer ersten Kontaktaufnahme durch uns als Interviewer der Forschungsgruppe wurden mögliche Fragen geklärt und ein Ort vereinbart, an dem das Gespräch in Ruhe und einer für unsere Gesprächspartner passenden und angenehmen Atmosphäre stattfinden konnte. Zu einem Großteil fanden die Interviews in der Wohnung der Gesprächspartner statt.²⁰² Die Interviews dauerten zwischen anderthalb und über drei Stunden und erfassten das Erleben über den gesamten bisherigen Lebensweg der ehemaligen Pflegekinder. Durch diese Perspektive bot sich ein Einblick in die Sozialisationsverläufe und die Lebens- und Lernfelder der Gesprächspartner. Zudem berichteten die Interviewpartner auch über ihre Erfahrungen mit Herkunfts- und Pflegefamilien sowie mit Sozialen Diensten und weiteren Institutionen. Somit bot sich die Möglichkeit zu betrachten, welche Prozesse in diesem Kontext misslungen oder aber auch gelungen sind. Im weiteren Verlauf der Interviewphase wurden die Interviews für die sich anschließende

201 Als Interviewer waren mein Kollege Dirk Schäfer und ich tätig, 30 der 41 Interviews wurden hierbei von mir geführt.

202 Die Situation der Datenerhebung und Datenaufbereitung wird im weiteren Verlauf des Kapitels noch genauer herausgestellt. Vgl. 3.2.3 bzw. 3.2.4

Werkstattphase vollständig oder in Teilen transkribiert und thematisch kategorisiert.²⁰³

Die anschließende Werkstattphase gliederte sich in fünf Arbeitstreffen pro Modellregion.²⁰⁴ Um dem Anspruch des Projektes – Erarbeitung von Handlungsempfehlungen in Koproduktion mit der Praxis – gerecht zu werden, wurde in einem ersten Workshop vor allem die Themenfindung in den Mittelpunkt gestellt. Dabei lieferten die Interviews, ergänzt durch die fachliche Einschätzung der Fachkräfte, die Grundlage für die Entscheidung, welche Themen im folgenden Jahr diskutiert werden sollten. Gemeinsam wurde eine Prioritätenliste erarbeitet, wobei neben der Berücksichtigung von zentralen Themen – wie beispielsweise das intensiv nachgefragte Thema Besuchskontakte – eine möglichst breite Themenstreuung zwischen den einzelnen Werkstattteams berücksichtigt wurde. In den jeweils verbleibenden vier Werkstatttreffen wurden die ausgewählten Themen dann mit dem konkreten Blick auf Handlungsempfehlungen für die weitere Praxis bearbeitet. Hierzu wurden durch uns die Eindrücke aus den Interviews – unterstützt durch schriftliche Zitate sowie Audiozitate – zu dem jeweiligen Thema des Treffens vorgestellt. Auch hier wurden wieder besonders die Belastungen und Ressourcen, die von den Interviewpartnern beschrieben wurden, in den Blick genommen. In der weiteren Bearbeitung des Materials wurden den Teilnehmern Interviewsequenzen vorgelegt, die zunächst anhand folgender Fragen betrachtet wurden: Was löst das Material bei Ihnen aus? Was fällt Ihnen auf? Was gelingt hier aus fachlicher Perspektive gut? Was gelingt hier aus fachlicher Perspektive nicht? Wie hätte „Schaden“ vermieden werden können? Was überrascht Sie? Zielführend und zentral war dann die Frage: Welche Konsequenzen in Richtung Standards schlussfolgern Sie? Nach einer Bearbeitung mehrerer Sequenzen in der beschriebenen Form trugen die Teilnehmer die Ergebnisse zusammen und diskutierten diese im Plenum. Auf Basis des Erarbeiteten einigten sich die Beteiligten letztlich auf die Formulierung fachlicher Konsequenzen.

203 Als theoretischer Hintergrund dieser Kategorisierung sei auf das Modell der Belastungs-Ressourcen-Balance verwiesen. Vgl. hierzu exemplarisch Wolf (2007).

204 Diese Arbeitstreffen, die sogenannten Werkstatttreffen, wurden ebenfalls von mir und Dirk Schäfer durchgeführt.

Der beschriebene Arbeitsprozess sowie die formulierten Ergebnisse wurden durch uns protokolliert und an die Teilnehmer zurückgegeben. In einer Überarbeitungsschleife hatten die Teilnehmer so nochmals die Möglichkeit, die Ergebnisse zu kommentieren. Auf diese Weise wurden die Ergebnisse des Projektes gesichert.

In der letzten Projektphase wurden die Ergebnisse aus den Workshops sowie das Interviewmaterial in den Projektabschlussbericht zusammengetragen. Ziel des Berichts war es dabei, nicht nur die zentralen Themen, die in den Interviews thematisiert wurden, sowie die Ergebnisse der Workshops aufzugreifen und zusammenzutragen, sondern eine konkrete Arbeitshilfe für die Praxis zu gestalten.²⁰⁵ Zusätzlich wurden in der Abschlussphase des Projektes eine zentrale Abschlussveranstaltung sowie vier regionale Veranstaltungen konzipiert. Auf diese Weise sollen die Ergebnisse einer möglichst breiten Fachöffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

4.2.1.1 Datenerhebung und Nachbereitung

Nach einer ersten Kontaktaufnahme mit den Interviewpartnern und der grundsätzlichen Klärung über die Örtlichkeit und den Zeitpunkt des Interviews erfolgte zu Beginn des Interviews eine grundsätzliche Klärung über die weitere Verwendung der Daten. Zudem informierten wir die Interviewpartner über die Anonymisierung ihrer Daten sowie die unterschiedlichen Möglichkeiten der Weiterverwendung (Nutzung schriftlicher Zitate oder Audiozitate). Diese Vereinbarung wurde zudem in Form einer schriftlichen Einverständniserklärung fixiert.

Basierend auf einer allgemeinen Erzählaufforderung wurden die Interviewpartner zu Beginn der Interviews zunächst eingeladen, ihre individuelle Lebensgeschichte zu erzählen. In dieser Phase des Interviews ließen wir uns ganz auf die Erzählung unseres Gegenübers ein, folgten der individuellen Rekonstruktionsleistung und versuchten die Dramaturgie des Erzählten nachzuvollziehen und zu verstehen. Durch weitere Erzählanregungen und immanente Fragen haben wir versucht die Interviewpartner zu weiteren Erzählungen zu ermutigen. Zur Unterstützung der Interviewpartner wurde nach Schlüsselerlebnissen –

205 Vgl. Pierlings (2011)

unter anderem zum Leben als Pflegekind – gefragt, und dadurch einerseits Erlebnisinhalte aktiviert und weitere Narrationen ausgelöst, andererseits mögliche Überforderungen durch ein rein narratives Interview vermieden.²⁰⁶ In einem zweiten – stärker fokussierten – Teil des Interviews haben wir unsere Gesprächspartner auch nach Themen wie beispielsweise der Zusammenarbeit mit dem Hilfesystem, der Hilfeplanung, mögliche Empfehlungen an Soziale Dienste oder dem Beginn und der Beendigung des Pflegeverhältnisses gefragt. Auch in diesem Teil des Interviews lag der Fokus darauf, durch offene Fragen Erzählungen auszulösen. In einem letzten Schritt wurden die Interviewpartner gebeten, auf einem Zeitstrahl – von der Geburt bis heute – die für sie wichtigen Stationen ihres Lebens einzuzichnen, diese zu bewerten und zudem zu vermerken, an welchen Stellen Soziale Dienste auf der „Bühne ihres Lebens“ auftauchten. Dieses Vorgehen löste zum einen nochmals weitere Erzählungen aus, eröffnete aber auch einen Zugang zu expliziten Deutungen und Erklärungen über die eigene Biografie.

Die Nachbereitung der Interviews erfolgte im direkten Anschluss und wurde mit Hilfe eines für das Projekt erstellten Dokumentationsbogens durchgeführt. Die zeitliche Nähe der Dokumentation zum Interview war dabei sehr entscheidend, um keine Eindrücke aus der Interviewsituation zu verlieren oder nachträglich zu verzerren. Der Dokumentationsbogen umfasst zunächst einige Sozialdaten der Interviewpartner (Alter, Geschlecht, bisherige Wohn- und Lebensorte) sowie grundlegende Informationen über das Pflegeverhältnis (Beginn, Dauer, Beendigung). Des Weiteren wurden Einschätzungen von „trifft überhaupt nicht zu“ bis „trifft voll zu“ zu den Bereichen Kontakt zur Herkunftsfamilie, psychische Gesundheit, schulische Entwicklung und Delinquenz vermerkt. In einem weiteren Abschnitt dokumentierten wir noch die konkrete Interviewsituation, wobei wir die Anbahnung, die Interviewumgebung sowie die Interviewatmosphäre schilderten, Besonderheiten vermerkten und die eigenen Gefühle innerhalb der Interviewsituation beschrieben. Zusätzlich wurden dann noch die zentralen Themen des Interviews dokumentiert

206 Vgl. hierzu Reimer (2008), S.72 ff. Hier sei vor allem auf die dortigen Ausführungen zum Pilotprojekt verwiesen, welches auch die Basis für das Leuchtturmprojekt PKD lieferte. Siehe hierzu auch www.uni-siegen.de/pflegekinder-forschung

sowie ein Zeitstrahl erstellt, der einen ersten Überblick über die Biografie des Gesprächspartners lieferte. In dieser Form wurden alle Interviews des Projekts dokumentiert.

4.2.1.2 Transkription

Um Interviewdaten, die aufgezeichnet werden, dem weiteren Forschungsprozess zugänglich zu machen, bedarf es des Arbeitsschritts der Transkription. Im weiteren Verlauf des Projekts wurden die Interviews also in Teilen oder vollständig verschriftlicht. Im Laufe des mehrmaligen Anhörens der Interviews haben wir hierfür zunächst die relevanten Themen des jeweiligen Interviews herausgefiltert und vermerkt. Anhand eines Transkriptionsfilters, der sich vor allem auf das Forschungsinteresse des Projekts bezog, haben wir dann entschieden, welche Teil- bzw. Volltranskripte zu erstellen waren.

Für die Erstellung einer solchen Verschriftlichung ist es bedeutsam, nach zuvor festgelegten Regeln vorzugehen.²⁰⁷ Neben der wortgenauen Transkription des Interviews besteht so die Möglichkeit, Auffälligkeiten innerhalb des Gesagten, wie beispielsweise Pausen unterschiedlicher Länge, Betonungen, Unterschiede in der Sprache (wie z.B. das Verstellen der Stimme) oder Reaktionen, wie z.B. Lachen, zu vermerken. Zusätzlich zur klaren Regelung der Transkription ist eine Kontrolle des Transkripts anhand der Aufzeichnung unabdingbar. Um eine höhere Genauigkeit der Transkription zu erreichen, bietet es sich an, mehrere solcher Korrekturschleifen zu durchlaufen. Dies sowohl mit zeitlicher Nähe als auch in einem gewissen Abstand zum tatsächlichen Gespräch zu tun, kann hilfreich sein, um beispielsweise undeutliche Abschnitte innerhalb des Interviews erfassen zu können. Sinnvoll ist dieses Vorgehen auch im Hinblick auf die weitere Auswertung des Materials. Durch die erneute Bewusstmachung des Materials, ergibt sich die Möglichkeit, bereits an dieser Stelle des Arbeitsprozesses erste Ideen, Vermutungen und Interpretationen zu entwickeln.

Weiterhin bedeutsam ist die Anonymisierung der persönlichen Daten des Interviewpartners. Namen, Orts- und Zeitangaben müssen so verändert

207 Zur Transkription von Interviews vgl. Glinka (1998), S. 18ff

werden, dass keine Rückschlüsse auf die tatsächliche Person möglich sind. Hier ist es hilfreich, die Anonymisierungen auf einem entsprechenden Datenblatt zu vermerken.

4.2.2 Erkenntnisinteresse der Einzelfallanalyse

Das Erkenntnisinteresse der folgenden Einzelfallanalyse hat sich vor dem Hintergrund der Forschungsarbeiten der „Forschungsgruppe Pflegekinder“ und den entsprechenden Erkenntnissen zum Aufwachsen unter schwierigen Bedingungen entwickelt. Hier wurden unterschiedliche Schlüsselkategorien herausgearbeitet, die verschiedene Themen zusammentragen, mit denen sich Pflegekinder auseinandersetzen müssen.²⁰⁸ Dass sich Pflegekinder in aller Regel diese Themen zusammen mit weiteren Besonderheiten und Erfahrungen in der eigenen Biografie erklären müssen, soll als zentraler Bezugspunkt der vorliegenden Arbeit betrachtet werden.

Im Mittelpunkt der Untersuchung steht somit die Frage danach, wie Pflegekinder sich diese besonderen Themen und Erfahrungen in ihrer Lebensgeschichte erklären. Entlang eines Einzelfalls wird dieser Frage nachgegangen und eine Analyse der biografischen Deutungsmuster erarbeitet. Dabei erfolgt die Analyse so, dass sich die Erkenntnisse nicht auf den vorliegenden Einzelfall begrenzen, sondern über diesen hinaus reichen.²⁰⁹

Das Ziel der Arbeit ist es, ein genaueres Verständnis davon zu erreichen, welche unterschiedlichen Deutungsmuster zur Erklärung entwickelt werden. Weiter wird es um eine genaue Betrachtung der Verschiedenartigkeit dieser Deutungsmuster gehen. Die Differenzierung der Deutungsmuster erfordert ein eigens dafür entwickeltes Kategoriensystem. Die Arbeit kann somit zur Erweiterung des Wissens über Pflegekinder im engeren Sinne, aber auch des Wissens über Aufwachsen unter besonderen Bedingungen im weiteren Sinne dienen.

208 Vgl. Kapitel 1.2.

209 Aufgrund der Begrenztheit der vorliegenden Arbeit ist die Analyse in der hier durchgeführten Differenziertheit nur für ein Interview praktikabel

4.2.3 Auswertung des Einzelfalls

Wie gerade beschrieben ist es Ziel der hier vorliegenden Arbeit ein biografisches Interview anhand der Frage „Wie erklären sich Pflegekinder ihre Lebensgeschichte“ zu analysieren. Es ist festzuhalten, dass diese Analyse nicht kategorisch dem Ablauf eines theoretischen Modells folgt. Vielmehr soll das Erleben der Interviewpartnerin nachvollzogen und in einem theoretischen Rahmen rekonstruiert werden. Hierbei soll ein Zugang zum Interviewmaterial gefunden werden, den Mayring (2002) wie folgt beschreibt: „Verstehen soll sich im hermeneutischen Zirkel [...] vollziehen, d.h. die Alltagstheorien, wissenschaftlichen Theorien und subjektiv-biografischen Erfahrungen der Forscher sollen an das Material herangetragen und im Prozess der Interpretation schrittweise verändert werden. Das Endprodukt ist dann eine Deutung des Materials, durch die die subjektiven Perspektiven der Interviewten nachvollzogen, expliziert werden sollen.“²¹⁰ Diese Deutung des Materials und das Nachvollziehen der subjektiven Perspektive folgen dennoch einer sorgfältigen Systematik. Als Orientierung dient hier das „themenzentriert-komparative Auswertungsverfahren“ von Lenz (1986) sowie die aus diesem Verfahren entwickelte Auswertungssystematik von Wolf (1999).²¹¹ Es sind vor allem die Schritte „Auswertungsvorbereitung“, „Identifizierung von Themenkomplexen“ sowie „Themenanalyse“²¹², also die Rekonstruktion dessen, „was der/die Gesprächspartner/in mit den Äußerungen zu einem bestimmten Themenkomplex 'eigentlich gemeint' hat“²¹³, die in der Analyse des Einzelfalls zu finden sind.²¹⁴

Analog zu dem unter 3.2.1.1. beschriebenen Vorgehen, habe ich die Eindrücke zu dem Interview in direktem Anschluss an das Gespräch

210 Mayring (2002), S.111

211 Vgl. Lenz (1986) sowie Wolf (1999). Zur Anwendung der genannten Auswertungsverfahren vgl. auch Schäfer (2011a)

212 Vgl. Lenz (1986), S.145 f.

213 Lenz (1986), S. 145

214 Da es sich bei der vorliegenden Arbeit um die Analyse eines Einzelfalls handelt, wird auf die weiteren Phasen, Wolf (1999) S. 49ff nennt sie „Bestimmung von Grundmustern auf der Basis thematisch geordneter Substrate“ sowie „Konstruktion deskriptiver Modelle“, verzichtet.

dokumentiert. Ich vermerkte hier also, neben den Punkten des bereits beschriebenen Dokumentationsbogens, meine eigenen Wahrnehmungen zur Gesprächssituation, zur Gesprächsatmosphäre und zu meinem eigenen Verhalten als Interviewerin. Weiter notierte ich aus meinem Gedächtnis, welches aus meiner Sicht die zentralen Punkte des Interviews waren und erstellte einen Zeitstrahl.

Zeitnah hörte ich das Interview nochmals an und gab den einzelnen Sequenzen kurze Überschriften (wie beispielsweise „Wechsel in die Pflegefamilie“) und verknüpfte diese mit der Laufzeit der Audiodatei des Interviews, um so eine erste Ordnung innerhalb des Interviews zu entwickeln und eine erste Orientierung für den späteren Auswertungsprozess zu haben.

Die weiteren Auswertungsschritte erfolgten dann mit dem vorliegenden Volltranskript. In mehreren Lesedurchgängen dokumentierte ich weitere Eindrücke vom Interview und sammelte alle Aspekte, die mir bedeutsam schienen. Ebenso vermerkte ich erste Ideen für die Auswertung und alle möglicherweise zu einem späteren Zeitpunkt nutzbaren Ideen und Überlegungen. Diese Art der Ideensammlung führte ich über den gesamten Auswertungsprozess fort.

Um mich meiner Forschungsfrage weiter annähern zu können, arbeitete ich zunächst heraus, welche Themen, Erfahrungen und weitere Aspekte die Interviewpartnerin Olivia überhaupt erklären bzw. deuten muss. Unter der Fragestellung „Was sind Stationen, die die Interviewpartnerin beschreibt?“ markierte ich die entsprechenden Sequenzen im Text und gab ihnen kurze Überschriften. Um dieses Vorgehen systematisch durchführen zu können, verwendete ich die Auswertungssoftware MAXQDA®. In gleicher Weise ging ich bei der Frage vor „Was sind Themen, die die Interviewpartnerin beschreibt? Was scheint aus ihrer Sicht bedeutsam zu sein?“ Durch diese Bearbeitung des Materials konnte ich zunächst herausfiltern, welche Erfahrungen und Themen sowie biografische Stationen in Olivias Darstellung auftauchen.

Im nächsten Auswertungsschritt betrachtete ich die so herausgearbeiteten Sequenzen unter der zunächst sehr allgemeinen Frage „Welche Erklärungen bzw. welche Deutungen finden sich?“ Hierbei codierte ich alle Aspekte, die, aus Sicht der Interviewpartnerin, eine Erklärung im Sinne eines Ursache- und Wirkungszusammenhangs darstellen. Anhand

eines fiktiven Beispiels möchte ich zeigen, wie solche Erklärungen aussehen können.

Weil mein Vater immer betrunken war, kam er fast nie zu den Besuchskontakten.

Hier zeigt sich klar eine Verbindung zwischen einer konkreten Situation und einer konkreten Erklärung für diese. Unter dem Oberbegriff Deutungen codierte ich komplexere Gesichtspunkt, die eher implizit Auskunft darüber geben, warum die Interviewpartnerin verschiedene Aspekte miteinander in Verbindung bringt. Auch hier soll ein fiktives Beispiel illustrieren, welche Texttypen ich entsprechend codiert habe.

Ich merke schon, dass ich so ein Mensch bin, der immer alle versorgen will und der sich immer um alle kümmern will, wenn es denen mal schlecht geht. Das hat vielleicht damit zu tun, dass ich schon so war, als ich mich noch um meine Mutter gekümmert habe.

Hier wird der eigene Charakter bzw. die eigene Persönlichkeit, wie sie heute wahrgenommen wird, mit der Situation als Kind in Verbindung gebracht und vor diesem Hintergrund gedeutet.

An dieser Stelle ist es wichtig anzumerken, dass sich die Sequenzen, die in dieser Art und Weise herausgearbeitet wurden als Texttypen voneinander unterscheiden. So liefert das auf das Auslösen von Narration angelegte Interview viele Abschnitte, die eben solche Erzählungen umfassen. Hier entstehen Passagen, in denen die Lebensgeschichte wie eine Art Filmsequenz erzählt wird und aufgrund der Dynamik ihrer Zugzwänge besonders nahe an den Erfahrungen der Erzählerin liegen.²¹⁵ Hinzu kommen dann aber auch argumentative und bewertende Passagen, in denen die Interviewpartnerin etwa „Zusammenfassungen und Stellungnahmen zu Motiven, Gründen und Bedingungen für eigenes Handeln [formuliert]“.²¹⁶ Damit löst sie sich also von der konkreten Erzählung und gibt selber Deutungen und Erklärungen für das eigene Leben. Beide Texttypen

215 Vgl.3.1.1.

216 Nohl (2006), S.48

fließen in die Analyse des Interviews ein. Gleichwohl ist es bedeutsam, die Unterschiedlichkeit der verschiedenen Texttypen wahrzunehmen und zu berücksichtigen.

Die auf die zuvor beschriebene Art herausgearbeiteten Sequenzen erhielten dann in einem weiteren Auswertungsschritt je eine individuelle Überschrift, die noch sehr eng an dem jeweiligen Zitat orientiert war. Zur weiteren Abstraktion sortierte ich diese Überschriften bzw. die jeweiligen Sequenzen dann nach Überschneidungen und Ähnlichkeiten. Auf diesem Weg entwickelte ich in mehreren Sortierungsdurchgängen Kategorien für die biografischen Deutungsmuster und ordnete diesen die unterschiedlichen Erklärungen und Deutungen zu. Für die eingeführten fiktiven Beispiele würde dies bedeuten, dass die Erklärung für das Ausbleiben des Besuchskontakts im Verhalten des Vaters begründet liegt. Das Beispiel würde also der Kategorie „Erklärungen, die im Verhalten anderer Personen begründet sind“ zugeordnet. Die komplexere Betrachtung, die als fiktives Beispiel eingeführt wurde und die eigene Persönlichkeit vor dem Hintergrund biografischer Erfahrungen interpretiert, würde entsprechend der Kategorie „Deutungen zur eigenen Persönlichkeitsentwicklung“ zugeordnet.

Das so entstandene Kategoriensystem umfasst drei abstraktere Hauptkategorien, die wiederum mehrere Subkategorien umfassen:

- Konkrete Erklärungen
- Komplexe Betrachtungen der Lebensgeschichte
- Biografische Kernaussagen

Auf diese Weise konnten die zentralen biografischen Deutungsmuster des Interviews in eine systematische Ordnung gebracht werden. In Kapitel 4 werden diese Kategorien detailliert vorgestellt.

In einer letzten Auswertungsphase wurden die so herausgearbeiteten Deutungsmuster dann vor dem Hintergrund der eingeführten theoretischen Begriffe interpretiert und so auf eine weitere Abstraktionsebene geführt.

5. Untersuchungsergebnisse

Im folgenden Kapitel möchte ich nun die Ergebnisse der Einzelfallanalyse vorstellen. Bevor diese dargestellt werden, soll aber zunächst in das Interview mit Olivia eingeführt werden. Hierzu wird kurz auf die Interviewsituation eingegangen, des Weiteren werden Olivias Lebensgeschichte sowie weitere zentrale Themen des Interviews vorgestellt. Kernstück dieses Kapitels ist dann die systematische Darstellung der Auswertung anhand der erarbeiteten Kategorien. Die Diskussion der Ergebnisse vor dem theoretischen Hintergrund folgt dann in einem Schlusskapitel.

5.1 Der Einzelfall – Vorstellung von Olivia

Das Interview mit Olivia findet im Rahmen des Forschungsprojektes „Leuchtturm Pflegekinderdienst“ statt. Olivia kommt für das Gespräch an die Universität und wir setzen uns am Abend im Büro zusammen. Wir sitzen uns auf zwei Sofas gegenüber, die Atmosphäre ist sehr offen, Olivia bittet mich sie zu duzen, auch sie entscheidet sich dazu mich zu duzen. Olivia zeigt sich sehr interessiert an dem Interview und unseren unterschiedlichen Projekten zum Thema Pflegekinder und dem Interesse an der individuellen Perspektive der Pflegekinder. Olivia ist zum Zeitpunkt des Interviews zwanzig Jahre alt.

Im folgenden Abschnitt wird nun die Lebensgeschichte von Olivia vorgestellt.²¹⁷ Wie unter 2.3. bereits herausgestellt handelt es sich bei der Lebensgeschichte nicht nur um harte biografische Fakten, sondern auch um die individuellen Handlungs- und Erfahrungszusammenhänge. Die folgende Darstellung erfolgt also sowohl anhand biografischer Daten, führt aber auch zentrale Themen, die Olivia im Interview benannte, sowie bedeutsame Personen und Beziehungen ein.²¹⁸ Diese Form der ausführlichen Vorstellung soll einen möglichst weitreichenden Eindruck

217 Alle Namen und Personendaten wurden anonymisiert.

218 Diese Punkte wurden in den unterschiedlichen Lesedurchgängen herausgearbeitet. Vgl. zum Vorgehen 3.2.5

von ihrer Darstellung der eigenen Biografie sowie den zentralen Person ermöglichen und so den Blick bereits auf die Perspektive der Auswertung lenken: Das heißt, es wird hier bereits in den Blick genommen, welches die zentralen Themen und Erfahrungen sind, die Olivia benennt, und die sie sich erklären, deuten und in die Darstellung der eigenen Biografie integrieren muss. Dabei werden an einigen Stellen bereits charakteristische Aussagen aus dem Interview eingeführt, die die Authentizität unterstreichen.²¹⁹ Alle Informationen und Darstellungen, die im Folgenden verwendet werden, stammen von Olivia und stellen somit keine objektivierbaren Tatsachen dar, sondern ihre subjektive Darstellung und ihre Eindrücke.

5.1.1 Olivias Lebensgeschichte

Olivia wuchs knapp vier Jahre bei der leiblichen Mutter in einer Kleinstadt auf. Die Mutter und der leibliche Vater waren bereits zum Zeitpunkt der Geburt kein Paar mehr, Olivia war zu diesem Zeitpunkt noch Einzelkind. Die Mutter konsumierte bereits vor Olivias Geburt Drogen, zum Zeitpunkt von Schwangerschaft und Geburt sowie in den ersten Lebensjahren konsumierte sie jedoch nicht mehr. Das Kennenlernen eines neuen Lebensgefährten führte dazu, dass die Mutter wieder konsumierte. Olivia beschreibt die dann beginnende Phase als hektisch. So erinnert sie sich, wie sie mit Mutter und Freund im Ausland Drogen kaufen war oder an die mangelnde Versorgung mit Lebensmitteln durch die Mutter.

Und ja dann ist meine Mutter rückfällig geworden und ab dann wird es ziemlich hektisch. Also die hatte dann einen neuen Lebensgefährten. Und ja also dann sind also was ich noch so in Erinnerung hab, sind so verschiedene Spielplätze in B.-Land. Und also die wir dann auf dem Weg, wenn meine Mutter sich Drogen beschafft hat, wo wir dann Stopp gemacht haben. Oder auch ja so Szenen, dass meine Mutter gar nicht mehr ansprechbar war. Oder, also ich mag bis heute zum Beispiel noch keine Bananen und

219 Die Zitate werden in geglätteter Form eingeführt. Auf diese Weise sind sie für LeserInnen besser zu lesen und es ist keine umfassende Kenntnis der Transkriptionszeichen nötig. Die Glättung bezieht sich neben einer sprachlichen Glättung auch auf das Herausnehmen von Unterbrechungen und Fülllauten. Erkennbar sind die Zitate an der Kursivsetzung

keinen Schokopudding, weil das das Einzige war, was ich immer zu essen bekommen hab.

In dieser Zeit kam es immer wieder zu Gewalt durch den Lebensgefährten der Mutter. Den Großeltern, bei denen Olivia bereits regelmäßig die Wochenenden verbrachte, berichtete sie hiervon, und diese schalteten das Jugendamt ein. Olivia erinnert sich, dass die Mitarbeiter des Jugendamtes aber immer angekündigt vorbei kamen und ihre Situation so zunächst nicht bemerkt wurde.

Also wenn Oma und Opa mir Geschichten vorgelesen haben und dann gefragt haben, in dem Buch kam eine Backpfeife vor und dann war die Frage: „Olivia, weißt Du überhaupt, was eine Backpfeife ist?“ Und dann als ich Antworten gegeben hab wie: „Ja ja, das ist, wenn der Papa mir solange ins Gesicht schlägt bis ich weine.“ Und das hat natürlich Oma und Opa dann so alarmiert, dass die zum Jugendamt gegangen sind und dann war es so, dass halt in der Küche immer ein Farbeimer stand und es war halt nie gespült oder aufgeräumt und das war halt die Ausrede: „Wir renovieren gerade“, Das Jugendamt ist ja auch nur angekündigt gekommen. Also die haben ja ihren Besuch immer angekündigt und dann konnte man ja sagen „ja, tut uns leid. Jetzt renovieren wir gerade.“

Als Olivia knapp vier Jahre alt war, entschied die Mutter sich, eine Therapie zu machen, die sie zunächst alleine, im weiteren Verlauf zusammen mit Olivia machen sollte. Es war geplant, dass Olivia die Zeit, in der die Mutter zunächst zur Entgiftung gehen musste, bei den Großeltern verbringt. Kurz vor Therapiebeginn entschied die Mutter sich doch dagegen, da der Lebensgefährte sie nicht zur Therapie begleiten durfte. Sie versuchte stattdessen zusammen mit ihm und Olivia unterzutauchen, was die Großeltern jedoch bemerkten und Olivia dann mit zu sich nahmen.

Dann wollten die an dem Abend bevor ich zu meinen Oma und Opa kommen sollte wollten die abhauen. Und dann haben aber Oma und Opa so ein schlechtes Gefühl gehabt an dem Abend. Und haben gesagt: „Wir holen die Olivia schon heute Abend ab.“ Und sind dann auch dahin gefahren. Und da waren die Sachen schon gepackt und die waren gerade auf dem Weg nach

unten. Und dann war es also eine ziemlich knappe Sache, dass ich also dann im Oktober zu Oma und Opa gekommen bin.

Von diesem Zeitpunkt an lebte Olivia bei den Großeltern. Zunächst handelte es sich hierbei nicht um ein reguläres Pflegeverhältnis, da unklar war, wann und ob die Mutter zurückkommen würde, später wurden die Großeltern offizielle Pflegeeltern. Olivia beschreibt, dass der Wechsel zu ihnen auf der einen Seite kein Problem gewesen sei, da sie bereits regelmäßig bei den Großeltern gewesen sei, gleichzeitig habe sie zu Beginn viel geweint und unter massiven Verlustängsten gelitten.

Also ich weiß nich mehr soviel von dem Übergang, wie es dann die erste Zeit bei Oma und Opa war. Der Vorteil war halt, dass ich sonst schon jedes Wochenende da war und immer gerne da war. Dass ich mich schon immer auf das Wochenende gefreut hab und dass dann der Übergang nicht so schlimm war. Aber also ich weiß aus Erzählungen von meinen Großeltern, dass das die erste Zeit ganz schlimm gewesen sein muss. Dass ich immer geweint hab und nachts wach war und geschrien hab und geschlagen um mich im Schlaf.

Das Leben bei den Großeltern unterschied sich sehr vom Leben bei der Mutter, was Olivia vor allem an der Regelmäßigkeit und Strukturiertheit, beispielsweise des Alltags, festmacht. Olivia beschreibt in diesem Zusammenhang Kindergarten, Schule und verschiedene Freizeitaktivitäten, und dass es den Großeltern wichtig war, hier ein umfassendes Angebot für Olivia zu schaffen, und sie so besser in ihrem neuen Umfeld zu integrieren.

Die schulische Entwicklung verlief problemlos, Olivia besuchte nach Kindergarten und Grundschule zunächst die Realschule. In diesem Zusammenhang setzte sich Olivia auch immer wieder mit den Fragen nach Normalität auseinander und dem, was eine normale Familie und das Aufwachsen dort ausmacht. In diesem Zusammenhang ordnete sie ihr Aufwachsen bei den Großeltern als normal ein. Sie wechselte dann die Schule und machte das Abitur. Die Zeit rund um die Beendigung der Schule war durch den Tod des Großvaters allerdings sehr belastet. Olivia erinnert den Großvater als sehr bedeutende Persönlichkeit, der sie beispielsweise

in ihrer Berufswahl sehr geprägt hat. Sie beschreibt ihn als strengen aber gerechten Menschen, der sie vor allem mit seinem vielfältigen Wissen immer begeisterte. Erleben zu müssen, wie er durch seine Erkrankung immer schwächer wurde, beschreibt Olivia als schwierig.

Ja und dass der dann halt krank war und so verletzlich war, das hat mich auch doch mitgenommen. Und mich auch beeinflusst. Das ja, und dann mit achtzehn also mein Opa ist kurz nach meinem achtzehnten Geburtstag gestorben und kurz nachdem meine Oma und Opa goldene Hochzeit hatten. Ein paar Tage nach meinem achtzehnten Geburtstag. Das war für mich so, dass er sich glaube ich als Ziel gesetzt hat, also er hat er hat sich ja noch als letzte Lebensaufgabe quasi vorgenommen, mich großzuziehen.

Der Kontakt zur Mutter fand nach dem Verbleib bei den Großeltern zunächst unregelmäßig statt. Dies lag vor allem daran, dass die Mutter, wenn sie Drogen konsumiert hatte, die Treffen nicht einhalten konnte. Die Suchterkrankung bleibt für Olivia auch über die Phase der Kindheit hinaus ein wichtiges Thema. Vor allem den Zeitpunkt der Pubertät beschreibt sie als bedeutsam für die eigene Auseinandersetzung mit dem Verhalten der Mutter.

Also ich habe Mama das vielleicht verziehen, aber also aber ich kann es einfach nicht ganz vergessen, dass sie einfach für irgendwelche Drogen ihre eigene Tochter zurücklässt. Und also mittlerweile geht es, aber also die ganzen Jahre durch die Pubertät und also ich war immer so unterschwellig sauer auf Mama. Das also ich konnte das einfach gar nicht nachvollziehen.

Als Olivia circa sechs Jahre alt war, zog die Mutter weg, es gab aber weiterhin Kontakt. So erinnert sich Olivia an Telefonate, Postkarten oder Kassetten, die sich Mutter und Tochter gegenseitig besprachen. Zu diesem Zeitpunkt kam es dann auch zu einer Auseinandersetzung zwischen der Mutter und den Großeltern vor Gericht, bei der es um die Regelung der Besuche bei der Mutter ging. Später verbrachte Olivia dann immer die Hälfte der Ferien bei der Mutter, was diese vor Gericht erstritten hatte.

Mama hat das Besuchsrecht eingeklagt. Jetzt weiß ich auch wieder, warum es in der Gerichtssache ging. Um das Besuchsrecht. Dass Mama die halbe Ferienzeit kriegt. Darum ging es. Weil das wollten Oma und Opa erst nicht machen, weil Mama so unzuverlässig war die Zeit davor. Und genau. Mama hat dann aber eingeklagt, dass sie die halben Ferien bekommt. Oder soviel, wie ich halt möchte.

Zu diesem Zeitpunkt wurde Olivias jüngerer Bruder geboren, um den sie sich in den Ferien bei der Mutter immer viel kümmerte. Die Ferien bei der Mutter unterschieden sich sehr vom Leben bei den Großeltern. War es dort sehr strukturiert und behütet, war die Zeit bei Mutter deutlich freier und selbstbestimmter.

Ich durfte alleine durch die Altstadt laufen und auch, obwohl ich noch gar nichts kannte. Und Mama hat halt gesagt: „Ja Olivia, du wirst schon wissen wie weit du gehst und wann du zurückfindest und sonst: Du weißt ja, wie die Straße heißt. Dann fragst du jemanden.“ Und das hätten Oma und Opa nie gemacht, dass ich alleine durch irgendeine fremde Stadt laufen darf. Ja, ich durfte später schlafen gehen, ich durfte lange wach bleiben und Fernsehen gucken und ja das war schon ein ganz anderes Leben.

Besonders in der Pubertät machte ihr diese Situation, die sie als den Wechsel zwischen zwei Welten erlebte, Schwierigkeiten. Zu diesem Zeitpunkt empfand sie das Leben bei den Großeltern als sehr streng, gleichzeitig drängte die Mutter, bei der das Leben lockerer und eine Art Traumleben war, sie zu ihr zu ziehen. Diesen Konflikt beschreibt Olivia als sehr elementar im Sinne eines Loyalitätskonfliktes, vor allem weil sie die Sorge hatte, die Großeltern oder die Mutter zu enttäuschen. Hinzu kamen in diesem Zusammenhang auch Schwierigkeiten, die sich aus der Konstellation der Verwandtenpflege ergaben. So beschreibt Olivia mitunter eine Unklarheit in den Rollen der beteiligten Personen.

Ich glaub auch noch, dass das was Mama auch versucht hat. Also eher eine Freundin zu sein als eine Mutter. Weil eine Mutter hatte ich ja in dem Sinne schon, eine Oma. Und das glaube ich deswegen hat sie einfach versucht,

ehrer eine Freundin zu sein .Was ich aber gar nicht wollte. Weil ich wollte eigentlich eine Mutter haben.

Letztlich löste der Konflikt sich auf, da die leibliche Mutter in die Nähe der Großeltern zog, und Olivia sich so nicht entscheiden musste. Heute haben die Mutter, Olivia und auch die Großmutter wieder regelmäßigen Kontakt, was Olivia vor allem mit der positiven Entwicklung der Mutter in Verbindung bringt.

Zu ihrem leiblichen Vater hatte Olivia nur zweimal Kontakt. Einmal äußerte sie als Kind den Wunsch ihn kennenzulernen, was durch die Großeltern und das Jugendamt organisiert wurde. Olivia erinnert sich, dass der sich bei dem Treffen dann kaum für sie interessierte, was sie sehr enttäuschte. Als Jugendliche nahm der Vater dann nochmals Kontakt mit ihr auf und es kam zu einem weiteren Treffen. Olivia beschreibt diese Begegnung als sehr unangenehm und den Vater als zu persönlich und zu vertraulich in seinem Verhalten.

Mir nicht zum Geburtstag gratulieren, mir nicht mal eine Karte schicken oder sonst irgendwas. Und dann einfach mir Sms schicken wie: „Hallo Prinzessin! Wie geht es dir?“ Das ist, also das fand ich ganz schlimm, das. Und also auch die Art fand ich dann an dem Tag auch ganz schlimm und alles. Der hat eine unheimlich laute Art.

Nach dem Abitur verbrachte Olivia eine längere Zeit im Ausland, was sie als weitere wichtige Station und Entwicklung in ihrem Leben beschreibt. Vor allem das Kennenlernen anderer Personen, die ähnlich denken wie sie, und die Abnablung von der Großmutter waren hier besonders bedeutsam. Nach ihrer Rückkehr lebte Olivia noch einige Zeit im Haushalt der Großmutter. Diese Zeit erinnert sie als schwierig, da die Großmutter, nach dem Tod des Großvaters allein, Olivia sehr in Beschlag nahm und ihre persönlichen Bedürfnisse nach Abgrenzung wenig berücksichtigte.

Da war schwer für mich, von B.-Land wieder zurückzukommen zu Oma, die einen betütelt und die einem das Frühstück macht und sagt: „So, Olivia, jetzt musst du aufstehen, es gibt Frühstück.“ Wo ich mir dann gedacht hab:

„Ooh, ich muss doch gar nicht aufstehen, ich hab doch frei.“ Ja. Das war eine Umstellung. Und deswegen also es wurd Zeit für mich auszuziehen, es war schwer wieder, noch mal in so ein, ich meine, mir wurde ja nicht mehr wirklich was vorgeschrieben, aber es war schon so, dass man der Oma ja dann auch nichts sagen wollte, sondern das einfach gemacht hat. Die Oma hat es ja auch nur gut gemeint. Aber es wurd Zeit auszuziehen und das glaub ich war ein großer Schritt.

Aktuell lebt Olivia in einer deutschen Großstadt und studiert.

5.2 Biografische Deutungsmuster von Olivia – eine systematische Darstellung

An dieser Stelle möchte ich vorstellen, welche zentralen biografischen Deutungsmuster sich durch die Analyse des Interviews herausfiltern lassen.²²⁰ Zur Erinnerung sei hier nochmals auf das zu Grunde liegende Verständnis von Deutungsmustern verwiesen. Diese werden hier verstanden als Sichtweisen und Interpretationen, die lebensgeschichtlich zu Handlungs- und Interaktionsbereichen entwickelt werden, und als Selbst-, Beziehungs- und Situationsdefinitionen eine Art Grundmuster für unterschiedliche Lebensbereiche bilden.²²¹

Insgesamt lassen sich unter der Gesamtüberschrift Deutungsmuster drei Unterkategorien ausmachen, denen Olivias biografische Deutungsmuster zugeordnet werden können. Diese möchte ich bezeichnen als:

- konkrete Erklärungen
- komplexere Betrachtungen der Lebensgeschichte und
- biografische Kernaussagen

Unter allen drei Kategorien finden sich wiederum Subkategorien, die dazu dienen, die jeweilige Kategorie in ihrer Gesamtheit zu erfassen. Die Kategorien sind nicht als hierarchisch geordnet zu verstehen.

²²⁰ Zur Analyse des Interviews vgl. die Auswertungsschritte in 3.2.3

²²¹ Vgl.2.2.1

Vielmehr dienen sie gleichermaßen der Erfassung der Komplexität des Einzelfalls und betrachten die unterschiedlichen Deutungsmuster in ihrer je eigenen Ausprägung. Dabei umfassen die ersten beiden Kategorien anhand verschiedenster Bezugspunkte ganz allgemein, was zur Deutung der eigenen Lebensgeschichte herangezogen wird. Die dritte Kategorie weicht hier ein wenig ab, in dem sie einschließt, welche Muster und Aussagen möglicherweise übergreifend und durchgängig auftauchen. Die Kategorien werden anhand einschlägiger Ankerzitate eingeführt, wobei ich bemerken möchte, dass es sich hier um exemplarisch ausgewählte Zitate handelt.²²²

Es sei an dieser Stelle bereits darauf hingewiesen, dass durch die Darstellungen entlang der erarbeiteten Kategorien die verschiedenen Themen, mit denen sich Olivia beschäftigt, wiederholt auftauchen. So entwickelt sie beispielsweise für die Art der Beziehung zur leiblichen Mutter konkrete Erklärungen ebenso wie komplexere Deutungen. Mitunter können sich die unterschiedlichen Erklärungen und Deutungen auch widersprechen. Dieser vermeintliche Widerspruch entsteht vor allem dadurch, dass es möglich ist, sich etwas zwar kognitiv zu erklären, die zugehörigen komplexen, häufig an Emotionen orientierten Deutungen dieser Erklärung aber nicht unbedingt entsprechen müssen.

Zudem kann durch die Darstellung mitunter der Eindruck einer künstlichen Trennung zwischen den verschiedenen Kategorien entstehen. Diese ist der Darstellungsform entlang der erarbeiteten Kategorien geschuldet. Gleichwohl hängen die verschiedenen Deutungen und Erklärungen zusammen. Eine Darstellung der Ergebnisse entlang verschiedener Themen oder biografischer Stationen wurde dennoch bewusst nicht gewählt, da dies für eine systematische Beschreibung der verschiedenen Erklärungs- und Deutungsformen nicht geeignet erscheint und gerade diese individuellen Konstruktionsleistungen, in Form der verschiedenen Erklärungs- und Deutungstypen, im Fokus der Arbeit stehen sollen.

222 Eine Aufführung aller Zitate, die einem Phänomen zuzuordnen wären, würde keinen zusätzlichen Erkenntnisgewinn mit sich bringen. Gleichwohl werden die Zitate so umfassend eingeführt, dass der Leser einen differenzierten Eindruck von der jeweiligen Kategorie erhält.

Ebenfalls möchte ich darauf hinweisen, dass die einzelnen Erklärungen und Deutungen, die den Kategorien zugeordnet sind, mitunter auch Aspekte einer jeweils anderen Kategorie umfassen. Dass beispielsweise das Verhalten einer Person nicht nur als eine konkrete Erklärung für ein Phänomen ausgemacht wird, sondern auch hinzugezogen wird, um größere Zusammenhänge der eigenen Lebensgeschichte zu deuten. Eine zu kategorische Trennung beziehungsweise ein Ausblenden möglicher Überschneidung würde der Erfassung des Einzelfalls in seiner Gänze nicht gerecht.

Thematische Doppelungen oder vermeintliche Widersprüche, die durch die gewählte Form der Darstellung entstehen, sind also unumgänglich. Sie zu vermeiden würde jedoch die Komplexität des Einzelfalls unangemessen reduzieren und die Gesamtheit der Deutungsmuster verfälscht und unterkomplex darstellen.

5.2.1 „Darum ist das so“ – Konkrete Erklärungen

Erklärungen werden hier als besondere Form von Deutungsmustern verstanden. Sie sind dadurch gekennzeichnet, dass Olivia einen Ursache- und Wirkungszusammenhang entwickelt, und die Erklärungen in ihrer Darstellung eher etwas Faktisches aufweisen. Es entsteht der Eindruck eines sehr deutlichen „darum ist das so“. Sie findet für sich also sehr fassbare Erklärungen für konkrete Aspekte der eigenen Lebensgeschichte. Diese Erklärungen haben etwas Punktuell, sind eher konkret an ein Thema gebunden und weniger die Interpretation größerer Zusammenhänge. Es entsteht bei der Betrachtung dieser Art von Deutungsmustern der Eindruck, dass sie der klaren Einordnung von Lebensthemen dienen. Gleichwohl ist es so, dass diese Formen der Erklärungen sich überschneiden können, mitunter miteinander in Widerspruch stehen können oder auch durch komplexe Deutungen (unbewusst) relativiert werden. So kommt es vor, dass Olivia für sich kognitiv eine klare Begründung für beispielsweise die Frage „Warum bin ich ein Pflegekind?“ findet, dies aber nicht zwingend bedeutet, dass die emotionale Seite des Themas hierdurch abgedeckt ist beziehungsweise diese Erklärung für die vollständige Erfassung des Themas ausreicht.

Die herausgearbeiteten konkreten Erklärungen lassen sich folgendermaßen untergliedern:

- Erklärungen, die im Verhalten einer anderen Person begründet sind.
- Erklärungen, die auf äußeren Umständen, die als gegeben angesehen werden, gründen.
- Erklärungen, die andere Personen anbieten.

5.2.1.1 Erklärungen, die im Verhalten anderer Personen begründet sind

Olivia erklärt sich hier konkrete Aspekte der eigenen Lebensgeschichte mit dem Verhalten der sie umgebenden Personen.

Zentral ist hier vor allem das Verhalten der leiblichen Mutter und deren Drogenabhängigkeit, mit dem sich Olivia das Zustandekommen des Pflegeverhältnisses ganz grundsätzlich erklärt.

Also ich bin mit dreieinhalb oder dreidreiviertel Jahren ungefähr zu meinen Großeltern gekommen. Weil meine Mutter drogenabhängig war.

Dass die Mutter im weiteren Verlauf nicht auffindbar war, führte aus Olivias Sicht dazu, dass aus dem zunächst als Übergang geplanten Verbleib bei den Großeltern ein tatsächliches Pflegeverhältnis wurde.

Am Anfang war es ja auch nur übergangsweise. Am Anfang hatten Oma und Opa ja auch gar nicht die Vormundschaft, sondern da war es ja wirklich nur bis Mama die Therapie beendet hat. Also so war es ja geplant. Bis Mama die Therapie beendet hat. Und dann sollte ich zurück. Und ja dann ist Mama ja abgehauen von der Therapie und war dann ewig lang nicht erreichbar.

Auch für die weitere Beziehung zu ihrer Mutter beziehungsweise deren Gestaltung wird das abhängige Verhalten der Mutter als Erklärung herangezogen. So erklärt sich Olivia, dass die Mutter keinen oder nur schwer den Kontakt zu ihr halten konnte mit deren unzuverlässigem Verhalten, welches sie ebenfalls in der Sucht begründet sieht.

Hatte anfangs ja sporadischen Kontakt zu meiner Mutter. Die erste Zeit gar nicht und dann so ab dem siebten Lebensjahr wieder, sechstes, siebtes ungefähr. Aber eher unzuverlässig. Also weil meine Mutter auch unzuverlässig war eben durch die Drogen.

Also es gab halt nur wirklich sporadischen Kontakt. Ab und zu mal ein Anruf. Aber zu viel mehr war sie auch nicht in der Lage. Also, wenn da nicht vorher, also wenn sie vorher keine Drogen beschaffen konnte, konnte sie nicht zum Treffen kommen.

Dass es heute zu einer Verbesserung der Beziehung gekommen ist, betont Olivia mehrfach im Interview. Auch für diese Entwicklung findet sie Erklärungen im Verhalten ihrer Mutter. So ist es deren normales Verhalten, was Olivia hierfür als Begründung anführt.

Also jetzt seit sie clean ist und seit sie auch wieder bei uns wohnt, hat sie echt so eine Hundertachtzig-Grad-Wende gemacht. Das ist schon erstaunlich. Also ich bewundere sie auch wirklich dafür also wenn ich auch sonst nicht soviel an ihr bewundere, dass sie das geschafft hat wieder in so ein ja normales Leben zurückzukommen. Den Führerschein zu machen, regelmäßig arbeiten zu gehen. Das ist ja, für einen Ex-Junkie ist das ja schon eine unheimliche Herausforderung.

Die Beziehung zu ihrem Vater war bereits in der Kindheit schwierig beziehungsweise gab es fast gar keinen Kontakt zu ihm. Diese Situation erklärt Olivia vor allem mit seinem Verhalten. So zieht sie sein fehlendes Interesse an ihr als Kind als Begründung dafür heran, dass es lange Zeit keinen Kontakt zwischen beiden gab.

Jedenfalls gab es dann irgendwann mal ein Treffen und da war ich auch ganz nervös und wusste auch gar nicht, wie ich ihn ansprechen sollte [...] Ja und dann war er da, aber er hat sich auch gar nicht so viel mit mir beschäftigt. Also hat vielmehr mit Oma und Opa geredet. Und ich fand die Situation auch ganz blöd. Also der ist heut noch ein Mensch, den ich nicht besonders gerne mag. Und das hat sich damals schon, also es war eigentlich ziemlich klar von Anfang an. Ich hab danach auch noch nie wieder auf ein weiteres Treffen, also ich wollte auch danach kein weiteres Treffen. [...] Oma und

Opa haben halt dann erzählt, wie es mir ergangen ist, Fotos gezeigt aus verschiedenen ja in verschiedenen Altersphasen. Und ja aber er hat sich gar nicht wirklich mit mir beschäftigt. Und dann irgendwann hab ich gedacht: „Dann kann ich auch wieder in mein Zimmer gehen“ und bin halt gegangen. Und dann als er gegangen ist, hat er noch mal kurz „Tschüß“ gesagt und das war auch das letzte Mal, dass ich ihn dann gesehen habe.

Trotz einiger Treffen während Olivias Jugend veränderte sich die Beziehung zu ihm nicht. Auch hier ist sein Verhalten, welches aus Olivias Sicht als unangemessen erlebt wird, die Erklärung dafür, dass es auch letztlich keinen Kontakt zwischen ihnen gab.

Der hatte zwischendurch schon angerufen und da fand ich es auch ganz unsympathisch am Telefon. Es kamen dann auch so Sms wie: „Hallo Prinzessin!“ wo ich mir gedacht hab: „Das geht einfach nicht. Man kann sich nicht einfach fünfzehn Jahre lang nicht melden und da sechzehn Jahre lang und dann so tun, als ob überhaupt gar nichts gewesen wäre. Und dann hat er sich auch noch ganz übel mit der Freundin von meiner Mama gestritten. Die kenne ich auch schon, seit ich ganz klein bin. Und zu der hatte ich auch regelmäßig Kontakt, auch als Mama nicht da war. Und also ist schon wie so eine Tante oder irgendwie so was. Und die hat der mit den übelsten Schimpfwörtern beschimpft. Und also da war der Zug für mich ganz abgefahren. Und da bin ich auch richtig sauer geworden, habe ihm das auch gesagt, dass ich einfach nich verstehen kann, wie ein Mensch so unhöflich sein kann. Und dass ich mir auch erst recht nicht vorstellen kann, wie ich von so was abstammen kann. Und dann hab ich mich umgedreht und bin gegangen. Und das war, glaub ich, das letzte Treffen.

Besonders durch die Erklärungen, die Olivia im Verhalten des leiblichen Vaters findet, kann Olivia die eigene Person schonen. Durch diese externe Attribuierung, dass sie also ihn und sein Verhalten als Begründung dafür ansieht, dass es keinen Kontakt gab und die Beziehung schwierig war und ist, kommt es zu einer Selbstwertschonung. Die eigene Person und das eigene Verhalten bringt sie nicht mit der schwierigen Beziehung in Verbindung und. auch im Zusammenhang mit dem Verhalten der Mutter zeigt sich diese Form der Erklärung. So kann Olivia die Begründung

dafür, dass sie ein Pflegekind ist, von sich als Person lösen und dies dem Verhalten der Mutter zuschreiben.

5.2.1.2 Erklärungen durch äußere Bedingungen

Neben den konkreten Erklärungen, die Olivia im Verhalten anderer Personen begründet sieht, lassen sich Erklärungen durch äußere Bedingungen ausmachen. Hierbei liegen für Olivia entsprechende Erfahrungen, Entwicklungen oder Ereignisse ihres Lebens in deutlichem Zusammenhang mit Umständen, die als gegeben angesehen werden.

Ein Punkt, der auch in diese Kategorie fällt, sind die Drogen, die die leibliche Mutter konsumierte. Olivia zieht also nicht nur das Verhalten der abhängigen Mutter als Erklärung heran, sondern sieht hier auch die Drogen als solche als einen Erklärungsfaktor.

So sieht sie Probleme in der Beziehung zwischen den Großeltern und der Mutter, die vor allem zu Beginn des Pflegeverhältnisses schwierig war, und die das Pflegeverhältnis geprägt haben, in den Drogen begründet.

Und ja und da ist halt der Streit, der von meinen Großeltern, von meiner Mutter, der ja schon vorher da, war durch die Drogenkarriere noch mal hochgekommen.

Zudem werden die Drogen als erklärender Faktor für die Veränderungen der Mutter und ihres Charakters herangezogen.

Aber da hat sie sich auch verändert durch. Einfach, weil wahrscheinlich auch irgendwelche Gehirnverbindungen, die durch die Drogen zerstört wurden, wieder ja, also man sagt ja, dass durch Drogenmissbrauch als erstes diese sozialen Synapsen zerstört werden. Und das hat man auch deutlich gemerkt. Also dass Mama einfach solche Umgangsformen und diese Wahrnehmung gar nicht mehr dafür hat, wann was angemessen ist oder wann wo man besser den Mund halten sollte.

Weitere äußere Bedingungen, die zur Erklärung herangezogen werden, sind die eigene Wohnsituation beziehungsweise die der Mutter. So begründet Olivia den unregelmäßigen Kontakt mit der leiblichen Mutter

nicht nur mit deren Abhängigkeit, sondern auch mit dem Umzug der Mutter und der daraus resultierenden räumlichen Distanz.

Und dann ist meine Mutter umgezogen nach A.-Stadt. Von da ist der Kontakt dann ganz abgebrochen, außer Briefen und gesprochenen Kassetten.

Die räumliche Distanz zur Mutter und der daraus resultierende seltene Kontakt werden ebenfalls als Erklärung für das schwierige Verhältnis zwischen Mutter und Tochter beziehungsweise die fehlende Vertrautheit zwischen beiden herangezogen:

In anderen Familien ist es ja so, dass ja Mütter halt immer da sind. Und man ja auch eigentlich Vertrauen zu der hat. Und bei uns war es ja ein bisschen schwieriger, weil durch die Entfernung und den unregelmäßigen Kontakt und es war auch schwer.

Die Betonung der der räumlichen Distanz dient darüber hinaus als erklärende Einordnung dafür, dass ihr eigenes Aufwachsen von dem was als normal angesehen wird, abweicht und anders ist, als das was in anderen Familien üblich ist. Es sind hier also äußere Bedingungen und nicht Personen, die als Begründung dafür gefunden werden, dass das eigene Leben nicht den gängigen Normalitätsvorstellungen entspricht. Die räumliche Nähe wiederum, die durch die Rückkehr der Mutter in die Heimatstadt von Olivia entstehen konnte, betrachtet Olivia als Faktor dafür, dass mit der Mutter aktuell wieder guter und regelmäßiger Kontakt möglich ist.

Ja und jetzt sehe ich meine Mutter regelmäßig. Also die ist fast jeden Tag bei uns. Die arbeitet auch in unserer Stadt und kommt dann oft vorbei. Also jetzt sehe ich sie nicht mehr so oft am Wochenende, aber davor regelmäßig, ja. Jetzt hat sich das Verhältnis auch normalisiert.

Es fällt auf, dass Olivia dadurch, dass sie sowohl den unregelmäßigen Kontakt mit der Mutter als auch das Zustandekommen des Pflegeverhältnisses mit äußeren Bedingungen erklärt, die Mutter von ihrer Verantwortung ein Stück weit entlastet wird. Olivias Situation wird

durch diese Erklärungsweise also nicht (nur) mit dem Verhalten der Mutter in Verbindung gebracht, vielmehr werden die Umstände, hier also die Drogen beziehungsweise die fehlende räumliche Nähe, als Begründung dafür aufgegriffen, dass beide länger keinen Kontakt haben konnten und Olivia bei den Großeltern lebte. Durch diese Art der Erklärung wird die Mutter entlastet und nicht völlig in die Verantwortung für die beschriebenen Schwierigkeiten genommen. Olivias nach außen getragene Erklärungen ermöglichen ihr also zunächst eine Entlastung, bei weiterer Betrachtung komplexerer Deutungen wird jedoch deutlich, dass mit diesem Erklärungsmodell ihr emotionales Befinden nicht immer gänzlich berührt wird.²²³

Eine weitere Subkategorie, die zu den äußeren Bedingungen zu zählen ist, umfasst strukturelle Bedingungen des Aufwachsens, die Olivia als Erklärung ausmacht. Hierzu gehören die Lebensbedingungen bei den Großeltern, Institutionen wie Kindergarten und Schule, soziale Kontakte und Hobbys.

Das geregelte Leben bei den Großeltern und der geordnete Alltag, der für Olivia durch einen sehr strukturierten Tagesablauf gekennzeichnet war, sind strukturelle Bedingungen, die Olivia als Erklärung dafür sieht, dass das Ankommen bei den Großeltern und ihr Einleben dort aus ihrer Sicht recht gut funktioniert hat. Als weiteren Einflussfaktor benennt sie in diesem Zusammenhang, dass ihr das Leben dort bereits von Wochenendbesuchen bekannt ist:

Und der Übergang, also ich weiß nicht mehr soviel von dem Übergang, wie es dann die erste Zeit bei Oma und Opa war. Der Vorteil war halt, dass ich sonst schon jedes Wochenende da war und immer gerne da war.

Über die Anfangszeit hinaus werden die Strukturen, die das Leben bei den Großeltern hatte, als geregelt und geordnet und die Abläufe als erwartbar beschrieben. Olivia beschreibt hier beispielsweise klare Regeln, Tagesstrukturen sowie Ge- und Verbote. Und obwohl sie dies als in der Pubertät belastend und mitunter konfliktreich benennt und zu diesem Zeitpunkt auch ein Umzug zur leiblichen Mutter im Raum steht, werden

²²³ Vgl., entsprechend 4.2.2

die Bedingungen bei den Großeltern im Vergleich zu einem Leben bei der Mutter im Nachhinein als Erklärungen für die eigene Entwicklung und vor allem die schulischen und beruflichen Erfolge herangezogen. Der großelterliche Haushalt fungiert hier als eine Art Anregungsraum für eine deutliche Orientierung hin zu einer Bildungskarriere.

Also im Nachhinein muss ich sagen, dass ich glaube, dass es mir also dass ich jetzt nicht studieren würde, wenn ich bei meiner Mutter aufgewachsen wäre. Dass ich nicht mein Abitur gemacht hätte und jetzt in C.-Stadt wäre.

Olivia erlebt sich hier also als sich entwickelnde Person in den sie umgebenden Verhältnissen. Sie erlebt die eigene Sozialisation als einen Lernprozess, der von der umgebenden Umwelt geprägt wird. Diese Deutung des Gewordenseins durch Lernprozesse als zentrales Sozialisationsmuster, wird auch im weiteren Verlauf der Darstellung der biografischen Deutungsmuster noch von Belang sein.

Zusätzlich zur vertrauten Umgebung bei den Großeltern macht Olivia den Kindergarten beziehungsweise ihren baldigen Wechsel dorthin als Erklärung dafür aus, dass das Einleben in der neuen Lebenssituation erleichtert wurde.

Ich bin dann aber auch direkt in den Kindergarten gekommen. Und ich glaub das war so ein bisschen also, dass es dann was Neues gab, womit ich mich beschäftigen konnte. Das, glaube ich, war ganz gut.

Auch die Institution Schule ist in Olivias Darstellung eine Erklärung dafür, dass sie gut in das Leben bei den Großeltern eingebunden war. Dies wird besonders deutlich zu dem Zeitpunkt, als ein möglicher Umzug zur Mutter Thema für Olivia wird.

Ich hatte natürlich meine Freunde auch. Ich war in der Schule schon lange da. Und hatte meine Freunde und war im Verein und viele Faktoren, die mich also, ich war ja fest da eingebunden, in das Leben.

Den als strukturelle Bedingungen bezeichneten Erklärungszusammenhängen lassen sich auch Olivias Hobbys zuordnen. In ihnen findet Olivia Begründungen für die von ihr positiv bewertete persönliche Entwicklung.

Geturnt habe ich auch ganz lange. Also ich bin mit fünf, glaub ich, hab ich angefangen. Oma und Opa wollten das machen, um mein Selbstbewusstsein zu stärken, weil ich unheimlich schüchtern war und verängstigt. Und ja, damit ich ein bisschen selbstbewusster werde.

Gut, ja dann also es gibt auch eher so Zeitperioden. Also dass ich, in der Zeit, in der Zeit, in der ich geturnt hab zum Beispiel. Also die hat mich unheimlich beeinflusst. Also ich glaub, dass das Ziel, was meine Oma und Opa damit bezweckt haben, dass ich selbstbewusster werde und nicht mehr so schüchtern, dass das schon dazu geführt hat.

5.2.1.3 Erklärungen, die andere Personen anbieten

Unter dem Oberthema der konkreten Erklärung lässt sich eine dritte Kategorie ausmachen, die Erklärungen, die andere Personen anbieten, umfasst. Hierzu gehören Begründungen für Aspekte der eigenen Lebensgeschichte, die Olivia von Außenstehenden angeboten wurden, und die sie sich letztlich zu Eigen gemacht hat.

Hier sind es vor allem die Großeltern, die Olivia Erklärungen eröffnen, die sie für sich heranzieht, um sich bestimmte Aspekte ihres Lebens zu erklären. Häufig handelt es sich hierbei um Erzählungen über Situationen, an die sich Olivia nicht erinnern kann, die sie heute aber als Erklärungen anführt. So erklären die Großeltern Olivia die Drogenabhängigkeit der Mutter als Krankheit.

Und also das war ein schleichender Prozess. Also es war nicht eine Situation, dass ich mich hingesetzt habe mit Oma und Opa und wir ein Gespräch hatten: „So, jetzt erklären wir dir, warum. Was mit deiner Mutter ist, warum du bei uns bist?“ Sondern das war immer: „Ja, die Mama ist krank.“ Oder „der geht es nicht gut.“ Also es war ein schleichender Prozess. Es kam halt, je älter ich wurde, desto mehr Informationen kamen dazu.

Diese Erklärung macht Olivia sich zu Eigen und zieht sie für sich selbst als Erklärung für das Verhalten der Mutter zu einem späteren Zeitpunkt heran. So erklärt sie sich, dass die Mutter sie nicht vor der Gewalt durch den Lebensgefährten geschützt hat, damit, dass die Mutter krank war und relativiert hiermit auch das eigene Unverständnis über das Verhalten der Mutter.

Es gab auch andere Zeiten. Also da war ich schon sauer, dass Mama das einfach so hat mit mir machen lassen. Und gar nicht eingegriffen hat. Aber ich mein jetzt versteh ich auch, dass Mama einfach krank war. Also es ist wirklich, dass sie, glaube ich, gar nicht in der Lage dazu war da irgendwie einzugreifen.

Auch hier fällt auf, dass durch diese Form der Erklärung die Mutter erneut entlastet wird. Durch die Begründung der Sucht als Krankheit kann Olivia das Verhalten der Mutter positiver interpretieren und so auch die negativen Gefühle, die mit dem fehlenden Schutz durch die Mutter verbunden waren, ein Stück weit von sich weisen.

Häufig entlasten die Erklärungen, die die Großeltern anbieten, aber auch Olivia selbst. So beschreibt sie, dass dadurch, dass die Großeltern ihr frühzeitig und angemessen erklärt haben, warum sie ein Pflegekind ist, sie nach außen keine Probleme hatte mit dieser Situation umzugehen.

Also die haben mir auch von Anfang an gesagt, warum ich bei ihnen bin. Und also, zumindest, als ich alt genug war, das zu verstehen, haben immer das versucht mir zu erklären und so, dass ich es auch nachvollziehen kann. Und ich hatte auch nie ein Problem, das zu sagen. Also wenn ich gefragt wurde, warum ich bei Oma und Opa bin, das war für mich also nichts Peinliches oder nichts Schlimmes.

Teil dieser Erklärung ist auch die Betonung, dass Olivia selber keine Schuld an der Situation trägt.

Weil also Oma und Opa haben mir auch immer gesagt, dass ich nichts dafür kann. Dass es weder meine Entscheidung noch meine Schuld war. Und deswegen hatte ich auch nie das Gefühl, dass es mir peinlich sein müsste.

Auch diese Erklärung übernimmt Olivia für sich und kommt durch diese Betrachtungsweise zu einer Entlastung der eigenen Person.

Zusammenfassend möchte ich zur Kategorie „konkrete Erklärungen“ folgende Punkte festhalten. In der Analyse des Interviews finden sich verschiedene Erklärungen, die sich konkret auf bestimmte Lebensthemen beziehen. Sie liefern dabei Antworten im Sinne eines „darum ist das so“. Dadurch helfen sie Situationen, Erlebnisse und Erfahrung einzuordnen und reduzieren die Komplexität der Lebensumstände. Ein gutes Beispiel hierfür sind die Erklärungen, mit denen Olivia das eigene Pflegekind-Sein erklärt. Einige der vorgestellten Erklärungen sind zudem selbstwertschonend. Das bedeutet, dass Olivia die Begründung für biografische Erlebnisse außerhalb der eigenen Person sieht. Durch diese externalen Attributionen kann sie sich beispielsweise als frei von Schuld an der eigenen Lebenssituation sehen. Auch die Mutter wird durch diese Art der Attribution in einigen Fällen entlastet. So kann Olivia das Bild der Mutter möglicherweise leichter in die eigene Lebensbetrachtung integrieren und den Unterschied zwischen dem, wie eine Mutter aus ihrer Sicht sein sollte und der eigenen Mutter reduzieren beziehungsweise aushalten.

Insgesamt beschreiben die konkreten Erklärungen eher die verstandesmäßigen und konkreten Aspekte von Deutungen der eigenen Lebensgeschichte. Dass die eigene Biografie zusätzlich noch komplexer gedeutet wird, möchte ich anhand der folgenden Kategorie herausstellen.

5.2.2 „Darum hängt dieses mit jenem zusammen“ – komplexe Betrachtungen der Lebensgeschichte

Die Deutungsmuster, die ich unter der Kategorie „komplexe Betrachtungen der Lebensgeschichte“ subsumieren möchte, beschreiben, wie Olivia größere Zusammenhänge in der eigenen Lebensgeschichte miteinander in Verbindung setzt. Diese Deutungsmuster erschließen also eher ihre Betrachtungen im Sinn eines „darum könnte dieses mit jenem zusammenhängen.“ Sie liefern dabei eine stärkere Verbindung zu den individuellen Interpretationen und beschreiben eher, wie Olivia Aspekte der eigenen Biografie so deutet, dass sie diese in die Darstellung

der eigenen Lebensgeschichte integrieren kann.²²⁴ Auch dieser Kategorie werden wieder verschiedene Subkategorien zugeordnet, die wie folgt aussehen:

- Deutungen, die sich an der eigenen Normalitätsvorstellung orientieren.
- Deutungen zur eigenen Persönlichkeitsentwicklung.
- Deutungen, die sich mit dem eigenen Verhalten auseinandersetzen.
- Deutungen, die im Kontext wichtiger Personen stehen.
- Deutungen, die die Lesart der eigenen Biografie umfassen.

5.2.2.1 Deutungen, die sich an der eigenen Normalitätsvorstellung orientieren

In dieser Kategorie möchte ich verschiedene Interpretationen vorstellen, die Olivia vor dem Hintergrund des eigenen Normalitätsverständnisses entwickelt. Wie bereits in Kapitel 1.2 vorgestellt ist das Thema Normalität ein wichtiger Aspekt des Aufwachsens von Pflegekindern, und auch im Interview mit Olivia ist es ein wichtiger Punkt zur Deutung der eigenen Lebenssituation. So betont Olivia an mehreren Stellen die Normalität des eigenen Lebens.

Es war halt so. Also ich hab das nie als, ich hab mich nie als ein unnormales Kind empfunden, sondern das gehörte von Anfang an zu meinem Leben dazu. Das war halt so, dass ich gesagt habe: „Ja, ich war mit Oma und Opa da und dann war ich mit Oma und Opa da.“

Durch diese Deutungen kann sie sich als normale junge Frau beschreiben und einen möglichen Sonderstatus „ich bin ein Pflegekind“ ein Stück weit von sich weisen. Häufig nimmt sie diese Deutungen dergestalt vor,

²²⁴ An dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen, dass sich die Deutungen, die sich herausarbeiten lassen, mitunter in ihrer Art eine Nähe zu den zuvor beschriebenen Erklärungen aufweisen. Deutungen und Erklärungen lassen sich nicht immer völlig trennscharf voneinander unterscheiden beziehungsweise der einen oder anderen Kategorie zuordnen. Manche Deutungen haben hier den Charakter einer Art unsicheren Deutung. Auf den Umgang mit der Schwierigkeit einer möglichen Trennschärfe zwischen den Kategorien werden ich im Diskussionsteil der Arbeit genauer eingehen.

dass sie das, was sie erlebt beziehungsweise wie sie aufwächst, mit dem vergleicht, was sie bei anderen Kindern und Jugendlichen als normal annimmt.

Ich hatte sonst mit Oma und Opa auch keine großartigen Probleme. Außer halt diesen normalen aber die glaub ich jedes Kind mit seinen Eltern hat. Dass man sich abnabeln möchte, dass man mehr machen möchte als man darf. Und dass man glaubt, dass man schon alt genug ist um jetzt bis zehn Uhr wegzubleiben anstatt nur bis Neun. Weil alle andern Freunde dürfen nämlich auch immer bis zehn Uhr wegbleiben. Ja aber ich glaub, das hat jedes Kind.

Auch diese Sichtweise kann, ähnlich wie die grundsätzliche Betonung der eigenen Normalität, so betrachtet werden, dass sie so das Besondere der eigenen Lebensgeschichte von sich weisen kann. Weiter betont Olivia, dass gerade ihre Sicht auf die eigene Geschichte dazu beigetragen hat, dass auch sie umgebende Menschen, vor allem Freunde und Mitschüler, sie als normal betrachten konnten. Ihre eigene Deutung also dazu führt, dass auch andere sie so sehen konnten und die eigene Sicht auf sich als normales Kind dadurch noch gestärkt wird.

Also nachher wussten es alle und dann war es völlig normal, dass ich immer sage: „Ja, ich war mit Oma und Opa weg.“ Wenn andere gesagt haben: „Ja, ich war mit meinen Eltern im Urlaub.“ Also es war dann normal und ne, schlimm war eher, dass wenn sie gehört haben, warum. Aber das war auch irgendwann so normal. Das ist halt also es ist auch die haben das so aufgenommen, wie ich wie ich auch damit umgegangen bin. Und für mich war es einfach für mich war die Situation total normal.

Die Interpretation der eigenen Lebensgeschichte als normal ist nicht nur eine Deutung, die Olivia im Vergleich mit anderen Jugendlichen heranzieht, sondern auch im Vergleich mit anderen Pflegekindern. So bewertet sie die eigene Situation als weniger problematisch als die von anderen Kindern und grenzt sich so auch von anderen Pflegefamilien und dem Status Pflegekind ab.

Also ich glaube das Jugendamt hat auch, also die Frau Nielssen hat zum Beispiel oft gesagt, „Wir haben selten Kinder, die wo das das Pflegekind Abitur macht und dann oder wo es so wenig Probleme in der Schule gibt.“ Das war die meinte immer, es war eine Wohltat, zu uns zu kommen und zu hören, es gibt keine Probleme. Ja, dann haben wir es auch einfach nicht in Anspruch genommen. Also es gab da nie was, wo es notwendig gewesen wäre, glaub ich. Also gerade wenn man betrachtet, was es für andere Fälle gibt, glaub ich waren wir sehr, also ich war glaub ich pflegeleicht in der Hinsicht.

Zudem wird durch die Betonung der fehlenden Probleme und die Abgrenzung von anderen Fällen diese Sichtweise auf das eigene Selbstbild als das eines normalen Kindes weiter gestärkt.

Trotz der Betonung der Normalität finden sich aber immer wieder auch Widersprüche zwischen Olivias Deutungen davon, was aus ihrer Sicht normal ist oder sein sollte und dem, was sie erlebt. Dies findet sich besonders an den Stellen, an denen sie beschreibt, wie eine Mutter beziehungsweise ein Vater aus ihrer Sicht zu sein hat, und dies mit dem Verhalten der Eltern abgleicht.²²⁵

Jetzt hat sich das Verhältnis auch normalisiert. Also es ist nicht ganz leicht mit meiner Mutter im Moment, aber ja. Ich hab, also die ist sie ist unheimlich schwierig im sozialen Umgang. Also es ist, es fällt ihr unheimlich schwer, sich auf andere zu konzentrieren, es ist nicht so, dass sie mal nachfragt: „Wie geht es dir?“ Oder wenn man aus dem Urlaub zurückkommt: „Ja, wie war denn euer Urlaub?“ Sondern es ist immer: „Ja, ich hab das gemacht, ich hab das gemacht. Und mir geht es so und so. Ach, mir geht es ganz schlecht.“ Das nervt manchmal einfach. Wenn man denkt also gerade eine Mutter sollte sich dafür interessieren, was ihr Kind macht und mal nachfragen, wie denn wie das Studium ist oder wie es im Urlaub war, ja. Und das das kommt von ihr eigentlich gar nicht. Es ist eine Ausnahme, aber es bessert sich langsam. Also vor ein paar Jahren war es noch schlimmer.

Also es war es ist so ein schwieriges Gefühl. Also ich hab Mama das vielleicht verziehen, aber ich kann es einfach nicht ganz vergessen, dass sie einfach für

225 Vgl. zum Verhalten des leiblichen Vaters entsprechend die Zitate in 4.3.1.

irgendwelche Drogen ihre eigene Tochter zurücklässt. Und also mittlerweile geht es, aber also die ganzen Jahre durch die Pubertät und das. Also ich war immer so unterschwellig sauer auf Mama. Das, also ich konnte das einfach gar nicht nachvollziehen.

Hier zeigt sich sehr deutlich die Differenz zwischen dem Bild, das Olivia grundsätzlich von den Verhaltensweisen einer Mutter und eines Vaters hat, und dem Verhalten der eigenen Eltern. Und obwohl sie zuvor Erklärungen für das Verhalten der Mutter entwickelt hat,²²⁶ schimmert hier die emotionale Belastung des verlassenem Kindes durch. Durch die Beschreibungen wird auf der einen Seite sehr gut erkennbar, wie belastend die Situation für Olivia gerade als Kind und Jugendliche gewesen sein muss. Es zeigen sich sehr deutlich die kindlichen Enttäuschungen über das Verhalten der Eltern, vor allem vor dem Hintergrund des eigenen Normalitätsverständnisses. Um mit diesen Empfindungen umgehen zu können, deutet Olivia auf der anderen Seite die Beziehung zum Vater als nicht bedeutsam beziehungsweise das Verhältnis zur Mutter als verbessert und heute in Ordnung. Olivia ist es nicht möglich, die Beziehung zu ihren Eltern in ihr Normalitätsverständnis von guter Eltern-Kind-Beziehung einzuordnen. Die daraus resultierende Belastung wird durch die konkreten Erklärungen, die sie sich selbst und besonders anderen gegenüber abgibt, gemildert.²²⁷ Denn wie zuvor deutlich geworden ist, konstituiert sich Normalität für Olivia auch dann, wenn Außenstehende ihre Erklärungen nachvollziehen können und mit diesen übereinstimmen.

Auch bei den Rollen, die die einzelnen Familienmitglieder eingenommen haben und der vor allem in Verwandtenpflegeverhältnissen häufig auftauchenden Rollenunklarheit, zeigt sich der Widerspruch zu der wiederholten Betonung des normalen Familienlebens.

Ich glaube auch noch, dass das was Mama auch versucht hat. Also eher eine Freundin zu sein als eine Mutter. Weil eine Mutter hatte ich ja in dem Sinne schon, eine Oma. Und das glaube ich deswegen hat sie einfach versucht,

226 Vgl. 4.2.1.1.

227 Vgl. 4.2.1.2.

eher eine Freundin zu sein. Was ich aber gar nicht wollte. Weil ich wollte eigentlich eine Mutter haben.

Obwohl Olivia betont, dass sie eine Mutter hatte, da die Oma die Rolle übernommen hatte, fällt auf, dass diese Betrachtung zwar stabilisiert, offensichtlich aber nicht ausreicht um die Belastung auszuräumen. Wünscht sich Olivia doch gleichzeitig, dass sich ihre Mutter wie eine solche verhält und nicht wie eine Freundin.

Trotz der sich häufig wiederholenden Einschätzung des eigenen Lebens und der eigenen Situation als normal, führt dies aber nicht dazu, dass Olivia die Andersartigkeit ihrer Situation vollkommen außen vor lässt, vielmehr entwickelt sie Deutungen, die gerade die Bewusstheit darüber, dass das eigene Leben anders verlaufen ist als bei den meisten, in den Mittelpunkt rücken. So deutet sie ihr Aufwachsen als Voraussetzung dafür, überhaupt einschätzen zu können, was aus ihr geworden ist.

Aber ich glaub schon, dass ich einen Schuh mitgemacht habe und dass mich das auch dazu gebracht hat, dass ich unbedingt glücklich sein möchte. Also es mir vielleicht noch wichtiger ist, als Menschen, die einfach ihr Leben lang, die die eine harmonische Familie haben die gut in der Schule sind, also und keine großartigen Probleme haben, jetzt eine Ausbildung machen oder studieren, was sie möchten. Das ist, dass die es glaub ich gar nicht für so wichtig empfinden glücklich zu sein, weil sie nie was anderes gekannt haben. Und das ist in meinem Fall ja anders. Und dass es mir wahrscheinlich besonders wichtig ist glücklich zu sein. Dass ich einfach wertschätzen kann, vielleicht mehr als jemand, der sein Leben lang glücklich ist.

Erneut können hier entwickelte Deutungen zur eigenen Sozialisation also als ein Lernprozess interpretiert werden. Dadurch, dass Olivia die Dinge so erlebt hat, kann sie erst zu der Person werden, die sie jetzt ist.

5.2.2.2 Deutungen zur eigenen Persönlichkeitsentwicklung

Unter der Kategorie „Deutungen zur eigenen Persönlichkeitsentwicklung“, finden sich Verknüpfungen, die Olivia zwischen Aspekten der eigenen Lebensgeschichte und der eigenen Person, im Sinne eines „darum bin ich

so", zieht. Das heißt, hier werden Deutungen herausgearbeitet, die Olivia entwickelt hat, um für sich zu erklären und zu beleuchten, wie sich die eigene Persönlichkeit, vor dem Hintergrund ihrer lebensgeschichtlichen Erfahrungen, entwickelt hat.

Ein zentraler Aspekt dieser Kategorie ist die Betrachtung der unterschiedlichen Lebenswelten, in denen Olivia aufgewachsen ist. Den Unterschied zwischen dem geordneten, erwartbaren, aber mitunter strengen Leben bei den Großeltern und dem freien, ungeordneten, teilweise irritierenden bei der Mutter beschreibt sie als Zwiespalt und betont diesen immer wieder als prägend.

Ja also dann glaub ich, dass dieser Zwiespalt, der zu dieser Zeit war, dass der mich natürlich unheimlich beeinflusst hat in meiner Entwicklung. Also dieses, wann hat das angefangen? Eigentlich war es von Anfang an so, dass ich ja also zumindest, als dann der Kontakt zu meiner Mutter wieder hergestellt war und ich beide Seiten erlebt habe, dass ich ja immer in diesem Zwiespalt war, was jetzt was jetzt die bessere Art zu leben ist.

Eine Deutung, die Olivia heranzieht, um diese Unterschiedlichkeit in die eigene Lebensgeschichte zu integrieren, ist die Betrachtung dieser besonderen Situation als prägenden Faktor für die eigene Persönlichkeitsentwicklung.

Weil es ja so unterschiedlich war. Also man musste sich schon, ich hab mich schon manchmal so gefühlt, als ob ich als ob ich zwei Seiten hab. Das hab ich auch heute noch. Also es ist hängen geblieben. Es ist nicht, dass ich irgendwelche schizophrenen Gedanken hätte, aber das ist, dass ich schon noch manchmal diese beiden Seiten in mir hab. Also dass es einerseits so ist, dass ich, dass ich die Wäsche bügeln und im andern Moment aber denke: „Och, jetzt hätte ich Lust in die Kneipe zu gehen und mich zu betrinken.“ Ja. Das ist schon, also ich meine ich glaube, meine Persönlichkeit besteht aus diesen beiden Komponenten.

Durch diesen Deutungszusammenhang schafft Olivia für sich eine Möglichkeit, die verschiedenen Lebenswelten in die eigene Geschichte zu

integrieren und so auch möglicherweise mit potentiellen Widersprüchen umzugehen.

Das ist quasi das, was eigentlich, also dass dieser Zwiespalt eigentlich die ganze Zeit ja mein Leben beeinflusst hat. Und dass ich natürlich immer hin- und hergerissen war und das irgendwie keine schöne Erfahrung war. Aber die mich natürlich auch zu dem gemacht hat, was ich heute bin.

Es zeigt sich dabei, dass ihr der Zwiespalt sehr bewusst ist, und sie um die Schwierigkeiten weiß, sie aber im Sinne einer positiven Umdeutung versucht, diese in ihre Sicht auf die eigene Persönlichkeit einzubeziehen. Die Suchterkrankung der Mutter und die damit zusammenhängenden Erlebnisse sind ebenfalls Erfahrungen, die Olivia erneut in Zusammenhang mit der eigenen Sozialisation bringt. So beschreibt sie die entsprechenden Zeiten als deutlich belastend, versucht aber durch die Verbindung zur eigenen Persönlichkeitsentwicklung die Erfahrungen so zu deuten, dass sie ein Teil sind, der zu ihrer eigenen Persönlichkeit dazu gehört. Diese Deutungsversuche werden in der folgenden Sequenz deutlich.

Also ich konnte ganz lange im Supermarkt nicht an diesen Zitronenkonzentratdosen vorbeigehen. Die ja auch in Zitronenform sind. Also das konnte ich auch ganz lange nicht. Also da war ich auch bestimmt schon vierzehn, fünfzehn, bis ich da am Supermarkt dran vorbei gehen konnte, ohne dass ich angefangen habe zu zittern oder dass mir Tränen in die Augen geschossen sind oder so. Also das hat lange gedauert. Einfach, weil mich das wahrscheinlich immer damit verbunden hat. Vielleicht weiß ich es unterbewusst und hab es doch mitgekriegt, dass Mama es einfach gemacht hat. Aber ich wüsste jetzt nicht bewusst, dass ich es gesehen hab. Aber also wenn ich danach gehen würde, glaube ich es schon. Also weil das ist einfach dieses Zitronenkonzentrat. Ist halt so ein typisches Fixer Utensil. Ja, aber es sind auch eher so, also mittlerweile finde ich es nicht mehr so schlimm, aber in der Zeit war es schon schlimm. Also das gehört einfach zu meinem Leben. Und deswegen finde ich das gar nicht mehr so, also man lernt damit umzugehen.

Das Zitat zeigt sehr deutlich die emotionale Belastung durch das Erlebte, die offensichtlich sehr lange prägend für Olivia war. Dennoch versucht Olivia mit dieser umzugehen und entwickelt entsprechend die vorgestellte Deutung, in der sie einmal mehr die eigene Sozialisation in Verbindung bringt mit den sie umgebenden Bedingungen in denen sie durch lernen zu der Person wird, die sie ist.

Weiterhin entwickelt Olivia Zusammenhänge zwischen der eigenen Lebensgeschichte und ihrem Charakter. Sie sieht hier biografische Erlebnisse als Voraussetzungen für konkrete Charaktereigenschaften. Durch diese Deutung findet Olivia nicht nur eine ganz grundsätzliche Verbindung zwischen der eigenen Geschichte und der eigenen Persönlichkeit, sondern kann sich ganz konkrete Aspekte eines „darum bin ich so geworden“ erklären. So beschreibt Olivia etwa, wie sie als Kind unter Trennungsgängsten gelitten hat.

Wenn ich mit Oma und Opa auf einem Straßenfest oder auf der Kirmes war, dann, also wenn kein Sichtkontakt da war, dann hab ich Panik gekriegt. Also wenn ich die nicht mehr sehen konnte. Also das war ganz schlimm. Ich habe schon weinend in der Menge gestanden, obwohl ich eigentlich genau wusste, wo Oma und Opa stehen. Die haben gesagt „Wir bleiben hier stehen und du kannst dich ja mal umgucken“, aber wenn ich die nicht mehr gesehen habe, weil zwei Menschen dazwischen standen, dann habe ich schon Panik gekriegt, dass die auf einmal weg sind. Ja also das kommt wahrscheinlich daher, dass meine Mama ja von dem einen auf den andern Tag plötzlich weg war.

Situationen und die Gefühlslage, die sie für sich mit dem Verlassenwerden durch die Mutter in Verbindung bringt, bilden den Hintergrund dafür, dass Olivia sich auch heute noch als einen Menschen sieht, der mit Verlusten nicht gut umgehen kann beziehungsweise Verlustängste hat.

Ja, also ich merke das halt vor allem noch so in Sachen, wenn ich Menschen, also wenn ich engeren Kontakt zu Menschen habe und die dann plötzlich nicht mehr da sind. Oder also das dann merke ich schon noch so, dass das hängen geblieben ist. Also dass in mir noch so ein, ja schon so noch Verlustängste sind, die auch stärker ausgeprägt sind als bei meinen

Mitmenschen glaube ich. Einfach dadurch, dass ich ja ich würde das schon traumatisches Erlebnis nennen.

Aber auch in die andere Richtung entwickelt Olivia entsprechende Interpretationen, das heißt, sie sieht Aspekte der eigenen Persönlichkeit als Voraussetzung dafür, dass sie mit schwierigen Erlebnissen umgehen konnte. Hier geht die Deutung also in die Richtung „weil ich so bin, konnte ich mit bestimmten Situationen umgehen.“ Die Selbstbeschreibung als positiven Menschen kann man als Deutungen dieser Art betrachten.

Vielleicht hat es auch mit einer Charaktereigenschaft zu tun einfach. Dass also vielleicht hätte ein anderer Mensch in so Situationen was ganz anderes gemacht. Aber das es einfach mit Charaktereigenschaften zu tun hat, zum Beispiel also das, ich bin schon eher ein positiv sehender Mensch. Und dass das vielleicht einfach dazu geführt hat, da aus dem Loch wieder hoch zu kommen.

Insgesamt gelingt es Olivia durch die in dieser Subkategorie vorgestellten Deutungen einen zumeist positiven Blick auf die eigene Person zu entwickeln. Sie deutet die Besonderheiten ihrer Lebensgeschichte so, dass sie sie als zu ihrer Persönlichkeitsentwicklung passend wahrnehmen kann.

5.2.2.3 Deutungen, die sich mit dem eigenen Verhalten auseinandersetzen

Unter dieser Kategorie fasse ich zusammen, welche Interpretationen Olivia zu ihrem eigenen Verhalten entwickelt. An unterschiedlichen Stellen im Interview und im Zusammenhang mit verschiedenen Aspekten der eigenen Lebensgeschichte lassen sich Deutungen ableiten, die im Zusammenhang mit Olivias Verhalten stehen.

So entwickelt Olivia Deutungen, die ihr eigenes Verhalten legitimieren. Sie beschreibt ihre eigenen Verhaltensweisen also dergestalt, dass sie sie im Rückblick als angemessen ansehen kann. An ihrer Beziehung zu den leiblichen Eltern lassen sich diese Deutungen gut aufzeigen. Olivia beschreibt hier, wie sie den Kontakt zu ihrer Mutter nach den eigenen Wünschen gestaltet hat und diesen auch manches Mal nicht aufrecht erhalten hat. Sie deutet ihr Verhalten als schmerzlich für die Mutter, setzt

es aber in Verbindung zu den Verhaltensweisen der Mutter ihr gegenüber und deutet es vor diesem Hintergrund als angemessen und gerecht. Allerdings werden im Rahmen dieser Deutungen auch erneut Olivias verletzte Gefühle durch das Verlassenwerden durch die Mutter deutlich.

Also wenn ich viel Kontakt haben wollte, dann hab ich den auch gekriegt. Und wenn ich auch mal Phasen hatte, wo ich einfach meine Mutter gar nicht sehen wollte, dann hab ich halt auch nicht angerufen. Und das hat bestimmt meine Mutter auch manchmal getroffen. Aber es tut mir auch ehrlich gesagt gar nicht so leid. Weil, wenn man das umdreht, dann war es ja hat sie es ja nicht anders gemacht.

Auch im Zusammenhang mit erneuten Kontaktwünschen des Vaters beschreibt Olivia ihr ablehnendes Verhalten und deutet dies vor den ausbleibenden Kontaktversuchen des Vaters als legitime Reaktion.

Also Mama hat gesagt, er [der Vater Anm. J.P] wollte wieder Kontakt aufbauen. Hat mir dann auch vorgeworfen: „Ja, Olivia, warum meldest du dich denn nicht?“ Und da hab ich auch gesagt: „Ja, du hast dich die letzten fünfzehn Jahre nicht gemeldet. Ich meine warum soll ich mich jetzt auf einmal melden, wenn du doch die ganze Zeit eigentlich in der Lage gewesen wärst? Ich war dagegen fünf Jahre alt. Was bitte hätte ich also machen sollen? Da hast du dich auch nicht gemeldet.“ Und dann kam: „Ja, aber du bist doch jetzt alt genug dich mal zu melden!“ Ja, aber jetzt hab ich kein Interesse mehr daran mich zu melden. Habe ich ihm auch gesagt: „Das is mir egal, was du machst.“

Auch der Zeitpunkt eines möglichen Umzugs zur leiblichen Mutter ist eine biografische Station, an der Olivia Deutungen des eigenen Verhaltens in Richtung einer Legitimation entwickelt.

Ja also in der Zeit so mit dreizehn, vierzehn war es nicht so schön bei Oma und Opa einfach, weil ich wollte mehr Freiheit haben, weil ich dachte, ich bin alt genug um das und das machen zu können. Und ja, und Oma und Opa waren halt ziemlich streng. Und das hat mir nich gepasst und dann wäre es der einfachste Weg gewesen, eben dahin zu gehen, wo es nicht so streng ist

und wo ich das machen kann, was ich möchte. Wofür ich mich ja alt genug gefühlt habe. Nämlich zur Mama zu ziehen. Mama hat auch gedrängt und es auch angeboten. Und also mehr als angeboten schon gedrängt. Und dann wollte ich Mama nicht enttäuschen und ich wollte aber auch Oma und Opa nicht enttäuschen, die ja soviel für mich gemacht hatten die ganzen letzten Jahre. Und ja ihr Leben umgekrempelt haben für mich. Und das was so ne Zwickmühle.

Vor dem Hintergrund dieser Zwickmühle beschreibt Olivia ihr Verhalten letztlich als eine Art Nicht-Verhalten. Durch diese Reaktion musste sie sich nicht zwischen den zwei Möglichkeiten entscheiden und niemanden aus ihrer Familie enttäuschen. So legitimiert sie im Nachhinein, dass sie der Entscheidung aus dem Weg gegangen ist. Allerdings schimmert an dieser Stelle durch, dass dieses Verhalten den Preis hatte, sich gegen den eigenen Wunsch nach Freiheit und Selbstbestimmtheit zu entscheiden.

Ja. Also damit ist eigentlich die Entscheidung dann überflüssig geworden. Worum ich ganz froh war. Weil ich die Entscheidung ja die ganze Zeit rausgezögert habe und auch gar nicht treffen wollte. Weil ich ja immer eine Seite enttäuscht hätte. Was ja die ganze Zeit schon so ein Balance-Akt war, den ich ja schon die ganze Zeit eigentlich versucht habe, keinen zu enttäuschen mit irgendwelchen Aussagen oder Handlungen. Ja. Und da waren mir Oma und Opa dann auch wichtiger als Mama. Auch wichtiger als mein Freiheitsdrang in dem Alter. Dass ich Oma und Opa nicht enttäusche.

Olivias zwiespältiges Erleben, welches zuvor bereits angeschnitten wurde, bildet auch den Hintergrund für weitere Deutungen des eigenen Verhaltens. So interpretiert Olivia ihren Umgang mit den beiden Seiten derart, dass sie versucht, für sich aus beiden Seiten das für sie Passende herauszusuchen.

Und, dass ich da einfach versuche, zu gucken, womit ich mich am wohlsten fühle. Dass ich halt, dass ich das so mache, dass ich das mit mir vereinbaren kann. Und dass ich selber also nicht das Gefühl hab, mich belügen zu müssen. Das find ich ganz schlimm. Das ist auch etwas, was ich ganz wichtig finde. Also sich zumindest, wenn ich schon nicht zu allen andern Menschen

vielleicht ehrlich bin, dass ich zumindest zu mir so ehrlich bin, dass ich sagen kann: „Okay, damit fühl ich mich wohl. Auch wenn andere Menschen das jetzt vielleicht nicht so gut finden, dass ich das so und so mache. Aber ist das, womit ich mich wohl fühle.“ Und ja, dass ich das dann, dass ich einfach, ich habe unheimlich darauf geachtet, zu gucken, was von welcher Seite ich besser finde einfach. Also und oftmals ist auch ein Zwischending aus den beiden Sachen geworden.

Olivia kann durch diesen Blick auf ihr eigenes Verhalten und ihren autonomen Umgang mit der Situation die Unterschiedlichkeit der beiden sie umgebenden Lebenswelten erneut für sich zusammenführen. Durch die Interpretation, dass sie für sich auch aus beiden Seiten etwas ziehen konnte, schließt sie zudem keine Seite aus, sieht sich als sich entwickelnde Person in den sie umgebenden Verhältnissen und integriert einmal mehr mögliche Widersprüche in die Darstellung ihrer Lebensgeschichte. Zudem kann diese Deutung im Zusammenhang mit internaler Attribution betrachtet werden, sieht Olivia doch ihr eigenes Verhalten als Voraussetzung für den für sie angemessenen Umgang mit der Unterschiedlichkeit.

Olivia konkretisiert diese Sicht auf ihr Verhalten und das Kombinieren beider Seiten mit einem Blick auf die eigenen Hobbys und den eigenen Musikgeschmack.

Ich glaube, ich hab so ein Zwischending daraus gemacht. Also einerseits war ich gerne locker wie meine Mama. Und andererseits hab ich aber auch Sachen gemacht, die meine Oma gut fand. Also Musik. Also ich bin zum Beispiel mit Oldies groß geworden. Weil meine Oma die immer gehört hat. Und meine Mama hat aber so was Richtung Rock gehört. Und da habe ich auch beide Einflüsse und höre das auch heute noch. Also, dass ich von beiden Sachen gerne was höre. Und ich glaube, so ist das mit allem anderen auch. Oma hat mir jetzt gezeigt, wie man strickt. Glaube ich, würde meiner Mama im Leben nicht einfallen.

Gleichwohl ist an dieser Stelle zu betonen, dass Olivia die Situation zwar so deutet, dass sie durch ihr Verhalten das Passende aus beiden Seiten herausziehen konnte, dies aber letztlich den Preis hatte, dass es schwierig

war ihren tatsächlich ganz eigenen Weg zu finden und sich von beiden Seiten abzugrenzen.

Wie bereits zu Beginn des Gesamtkapitels beschrieben hat Olivia sehr deutliche Vorstellungen davon, wie sich Eltern normalerweise verhalten sollten. Auch ihr eigenes Verhalten deutet sie in diesem Zusammenhang.

Aber trotzdem hatte man ja immer dieses Bild von, also Mütter müssen einem ja eigentlich vertraut sein. Das sind ja ist ja deine Mutter. Und ja man hatte also ich habe halt versucht, dass das schon so, wie sag ich das am besten? Also ich habe schon versucht, dass es ein Mutter-Tochter-Verhältnis ist. Oder ja, versucht es so zu gestalten. Auch wenn die Vertrautheit ja eigentlich gar nicht da ist.

Da ihre Mutter dem Bild einer Mutter nicht gerecht zu werden schien, sieht Olivia sich und ihr Verhalten in der Verantwortung, diesem Anspruch gerecht zu werden.

Ein weiterer Aspekt, der sich im Zusammenhang mit Olivias Verhalten herausstellen lässt, ist die intensive Auseinandersetzung mit der eigenen Person.

Ich bin auch jemand, der sich unheimlich für Psychologie und so was interessiert. Also ich analysiere gerne Menschen und ich analysiere auch gerne mich selber. Also was man halt so also nicht unbedingt jetzt professionell, aber einfach, dass ich mir Gedanken über mein also einfach wie eine Reflexion meines Handelns ist es eher.

Die Folge dieses Nachdenkens und Reflektierens deutet Olivia als hilfreich, um sich mit der eigenen Situation auseinandersetzen zu können und sich selber einschätzen zu können. Weiter beschreibt sie diese Fähigkeiten des Analysierens als etwas, das ihr Spaß macht, was die positive Deutung dieses Verhaltens noch stärkt.

Ich glaube, dass es viel gebracht hat, dass ich mich viel mit mir selbst beschäftigt habe und dass ich da so interessiert bin, was einen dazu bringt so zu handeln. Also ich mache das ja nicht nur bei mir, muss ich sagen. Ich mache das auch bei Freunden. Und da überlege ich auch: „Hm, warum

*genau haben die das jetzt gemacht?“ Oder: „Warum sehen die das so?“
Also ich glaube, dass das auch damit zu tun hat, dass ich mich mittlerweile
ziemlich gut kenne und weiß, was ich vom Leben möchte.*

Auch hier zeigt sich also wieder eine Deutung, mit der es Olivia gelingt, das Erlebte nicht nur in seiner Widersprüchlichkeit wahrzunehmen, sondern auch als Teil der eigenen Lebensgeschichte zu deuten.

5.2.2.4 Deutungen, die im Kontext wichtiger Personen stehen

Als zentrale Personen, die im Zusammenhang mit Olivias Deutungsmustern stehen, lassen sich besonders die Großeltern und die leibliche Mutter ausmachen. In welchem Zusammenhang deren Verhalten beziehungsweise deren Persönlichkeit mit Olivias Deutungen stehen, soll anhand der folgenden Kategorie vorgestellt werden.

So sind es die Großeltern, die Olivia an vielen Stellen mit ihrem Verhalten und ihren Aussagen über die Situation in der sie sich befindet, einen Rahmen geben, um die Dinge einzuordnen. Dass dieser Rahmen an vielen Stellen nicht mit der Perspektive von Olivia zusammenpasst oder dem widerspricht, was die leibliche Mutter sagt, beschreibt Olivia an vielen Stellen ähnlich wie in dem folgenden Zitat.

*Dass ich immer zwischen den Stühlen stand und mich quasi entscheiden
musste, wem ich glaube.*

Auch wenn Olivia sich als autonom handelnde Person erlebt die entscheiden muss, spitzt sich die Situation für sie dergestalt zu, dass sie beide Seiten nicht enttäuschen möchte, sich so verhalten möchte, dass sie beide glücklich macht und so in ein Dilemma gerät.

*Ja das fand ich wirklich das Schwierigste. Beide Seiten glücklich zu machen
mit dem, was man tut und was man sagt oder wie man sich verhält. Weil es
ja so unterschiedlich war.*

Eine Deutung, die Olivia im Zusammenhang mit dieser für sie schwierigen Situation entwickelt ist die, dass sie den Konflikt zwischen den beiden

Parteien als nicht bedeutsam für die eigene Person deutet.

Ja und da ist halt der Streit, der von meinen Großeltern, von meiner Mutter, der ja schon vorher da war durch die Drogenkarriere noch mal hochgekommen. Also es ist ich glaube, es ging primär gar nicht um mich, ich glaube es ging eigentlich, also der Hintergedanke, also vielleicht noch nicht mal der Hintergedanke, aber das dieses Unterbewusste ging eigentlich glaub ich eher um den Streit.

Auf diese Weise gelingt es Olivia zumindest in Teilen, eine Deutung für die als kompliziert erlebte Situation zu entwickeln, und sich auch von Themen, die ihr möglicherweise unangenehm sind, wie Streit zwischen den Großeltern und der Mutter oder Suchterkrankung der Mutter, zu distanzieren.

Die Einordnungen, die die Großeltern anbieten, betreffen auch die Person der leiblichen Mutter und fallen dabei teilweise negativ aus.

Also einerseits wollte ich natürlich meine Mutter gern haben und aber andererseits kannte ich auch die Geschichten von Oma und Opa. Die auch durch das schlechte Bild, was sie von ihr hatten geprägt waren. Und wobei ich sagen muss, dass sie auch immer fair waren und auch die guten Seiten gesagt haben.

Durch die Betonung, dass die Großeltern aber auch die positiven Seiten der Mutter erwähnt haben, gelingt es Olivia, die Großeltern als wichtige und zentrale Personen nicht in Frage zu stellen und eine negative Betrachtung der beiden direkt wieder zurück zu nehmen.

Der Großvater nimmt in Olivias Darstellungen eine besondere Stellung ein. Ihn stellt sie als prägende Persönlichkeit für ihre Entwicklung und ihre Interessen, heraus.

Also mein Opa war immer so eine starke Persönlichkeit. Der wusste immer alles und hat sich auch für viel interessiert. Also hat zum Beispiel sein Politikinteresse an mich weitergegeben.

Seine Persönlichkeit ist es auch, die Olivia als Vaterfigur ansieht. So distanziert sich Olivia weiter von ihrem Vater, der nicht dem Bild entspricht, das sie von einem Vater hat.²²⁸ Durch die Deutung des Großvaters als Vater gelingt es Olivia zudem, eine mögliche Lücke, die das Fehlen des Vaters mit sich bringen könnte, zu schließen.²²⁹

Aber ich hab auch nie, nie was vermisst. Also ich hab nie eine Vaterfigur vermisst, weil ich ja bei Oma und Opa aufgewachsen bin und auch also eine ziemlich starke Persönlichkeit als Vaterfigur hatte.

Der Großvater ist es auch, der Olivia in ihrem reflektierten Blick auf ihr Leben und ihre Umwelt prägt.

Ja, der wusste halt zu allem eine Meinung. Hatte auch nicht immer die Meinung wie die Masse, sondern hat sich auch Gedanken darüber gemacht und hat mir immer gesagt, dass ich alles hinterfragen muss und, dass ich nie was direkt glauben soll und dass ich mir immer meine eigene Meinung bilden soll. Und war halt auch eine unheimlich starke Persönlichkeit. Also auch streng und hat das auch oft raushängen lassen, aber war halt auch genauso nett auf der andern Seite.

Er bietet ihr Denkweisen und Perspektiven an, die sie sich zu Eigen machen kann, wie etwa das Reflektieren und Hinterfragen, was sie an anderen Stellen, etwa durch Aussagen wie:

*Und da überleg ich auch: „Warum genau haben die das jetzt gemacht?“
Oder: „Warum sehen die das so?“*

herausstellt und als zentralen Teil der eigenen Persönlichkeit wertet.

228 Vgl. hierzu auch 4.2.2.1

229 Dass diese Art der Deutung bei den Personen Oma und Mutter nicht gleichermaßen funktioniert, wird im Zusammenhang mit den beschriebenen Rollenunklarheiten in Kapitel 4.2.2.1 deutlich.

5.2.2.5 Deutungen, die die Lesart der eigenen Biografie umfassen

Viele Deutungen, die Olivia zu ihrer eigenen Lebensgeschichte entwickelt, erwecken den Eindruck eines Fazits aus dem, was sie bis dato erlebt hat. Sie lassen sich einordnen als eine Art Lesart der eigenen Lebensgeschichte unter der Überschrift „So sehe ich mein Leben und möchte ich es nach außen darstellen.“ Eng verbunden sind diese Deutungen mit denen, die Olivia zu ihrer eigenen Persönlichkeit entwickelt, dennoch scheint eine eigene Kategorie für diese Deutungen aber angemessen, da sie über die Betrachtung der eigenen Persönlichkeit hinausgehen.

Also ich bin unheimlich darauf bedacht, dass jeder mit sich selber glücklich ist. Also ich hab nicht das Bedürfnis, anderen Menschen zu sagen, was sie machen sollen. Sondern ich finde es viel wichtiger, dass sie glücklich sind mit dem, was sie also dass sie glücklich sind mit dem, was sie tun. Also dass sie das nicht machen, um andere glücklich zu machen, sondern dass sie es machen um sich selber glücklich zu machen. Das finde ich am wichtigsten im Leben. Dass man, also dazu gehört natürlich auch ein harmonisiertes Zusammenleben oder ein harmonisches Zusammenleben, das und Rücksicht auf andere zu nehmen. Aber sich dabei nicht aufzugeben und seine eigenen Interessen aus dem Auge zu verlieren. Aber ich glaube, das ist das Wichtigste, was so aus dem Ganzen rausgekommen ist. Dass ich halt immer, ich glaube, das kommt auch daher, dass ich einfach immer etwas anderes sagen musste. Und immer eigentlich zwei Rollen spielen musste, weil ich ja nie so genau, also weil ich ja immer diese Rollenanforderungen erfüllen musste. Auf der einen Seite halt die Enkeltochter. Und auf der anderen Seite halt also bei relativ strengen Großeltern. Und auf der andern Seite halt die Rolle der Tochter bei einer Mutter, die die eigentlich gar nicht sagt, was du machen sollst, sondern dich einfach machen lässt. Und, dass es glaub ich nie ich selbst war, die die das gemacht hat. Und ich glaube, dass es daher kommt, dass mir das so wichtig ist, dass ich zumindest jetzt das machen kann, was ich selbst für das Beste halte.

In diesem Zitat zieht Olivia eine Art Fazit aus der eigenen Lebensgeschichte und deutet dabei die für sie wichtigsten Aspekte. Nämlich sich selbst und die eigenen Interessen und das eigene Glück nicht aus dem Blick zu

verlieren. Sie bezieht diese Deutung auf die Gesamtheit ihrer bisherigen Lebensgeschichte und versucht durch diese Art der Betrachtung auch schwierige Punkte, wie etwa die Rollenkonflikte zwischen Tochter und Enkelin sein, zu integrieren.²³⁰ Zudem liefern diese Betrachtungsweisen Olivia die Möglichkeit ihr aktuelles Verhalten – zu machen, was sie selbst für das Beste hält – zu legitimieren und als passend darzustellen. Das eigene Glück und die Betonung, dass es jetzt, nach schwierigen Zeiten darum geht, das Lebensglück zu erreichen, wird auch aus dem folgenden Zitat deutlich.

Ich glaub, das ist ein Resultat aus dem was ich mitgemacht habe. Immer zwischen den zwei Welten hin- und herzupendeln. Also ich habe mich schon damit beschäftigt. Also auch nicht immer bewusst. Manchmal ist es einfach nur so ein wie so ein Spiegel vor die eigenen Handlungen zu stellen und zu sagen: „Okay, warum genau hab ich das jetzt so und so gemacht? Eigentlich wollt ich das ganz anders machen. Und warum genau hab ich das jetzt so und so gemacht?“ Meistens war es um andere Menschen davon zu überzeugen, dass man entweder so und so ist, wie man vielleicht gar nicht ist. Oder dass um andere zufrieden zu stellen. Das, was ich eigentlich mein Leben lang versucht habe: Immer alle glücklich zu machen. Und mir aber jetzt gesagt habe, dass es eigentlich vielmehr darum geht, dass ich glücklich bin mit dem, was ich mache. War ein langer Weg, aber ich glaube, dass alle Stationen, die ich durchlaufen habe, wichtig dafür waren.

Auch die Deutungen, die als Lesarten der eigenen Biografie eingeordnet werden, können in den Kontext von Olivias Betrachtung der eigenen Sozialisation als Lernprozess eingeordnet werden, durch welchen sie auch die aktuelle Persönlichkeit und ihr aktuelles Verhalten eingliedern kann. Insgesamt stehen die Lesarten durch die beschriebenen Aspekte in enger Verbindung zu den folgenden biografischen Kernaussagen, da sie ebenfalls die Gesamtheit der bisherigen Lebensgeschichte im Fokus haben und unter anderem auch mögliche Widersprüche integrieren.

230 An dieser Stelle sei noch mal auf die Ausführungen zu Verwandtenpflege und deren Besonderheiten hingewiesen. Vgl. 1.3

Zusammenfassend möchte ich zur Kategorie „Komplexe Betrachtungen der Lebensgeschichte“ folgende Aspekte herausstellen. Die hier vorgestellten Deutungen bringen vielschichtige Zusammenhänge von Olivias Lebensgeschichte zusammen. Dabei haben sie häufig das eigene Normalitätsverständnis als Bezugsgröße, was eine entlastende Funktion hat und dazu beiträgt, dass Olivia sich als normale junge Frau wahrnehmen kann. Gleichwohl sind ihr Widersprüche bewusst, sie deutet hierbei aber gerade das Andersartige der eigenen Geschichte als prägend.

Zudem stehen sie in Bezug zu Olivias eigenem Verhalten. Hier ist vor allem zu betonen, dass sie der Legitimation des eigenen Tuns dienen, und es Olivia zudem im Sinne interner Attribution gelingt, das eigene Verhalten als sinnvoll zu betrachten.

Viele der vorgestellten komplexen Betrachtungen der Lebensgeschichte stehen im Zusammenhang mit Olivias Auseinandersetzung mit der eigenen Persönlichkeit. So fügen viele der Deutungen, die sie zu ihrem eigenen Charakter entwickelt, die Besonderheiten der eigenen Lebensgeschichte in ihr Bild von sich als Person ein. Auch hier interpretiert sie gerade die Belastungen und schwierigen Erfahrungen als Faktoren, die das eigene Bild von sich ausmachen, und lassen sie so ein positives Bild von sich haben.

Darüber hinaus zeigen sich Deutungen, die sich als eine Lesart der eigenen Lebensgeschichte betrachten lassen. Sie haben die gesamte Biografie als Bezugsgröße und fungieren als ein Bild, das Olivia von sich entwickelt hat und das Widersprüche und Schwierigkeiten der Lebensgeschichte integriert.

Abschließend ist zu betonen, dass es vor allem die Deutung der eigenen Lebensgeschichte und der eigene Sozialisation als Lernprozess – in den sie umgebenden Verhältnissen – ist, die sich als zentrales Muster an dieser Stelle herausfiltern lässt.

5.2.3 „Das ist der rote Faden“ – biografische Kernaussagen²³¹

Im Interview mit Olivia finden sich mehrere Formulierungen, die ich als biografische Kernaussagen bezeichnen möchte. Es entsteht hierbei der Eindruck, dass sich diese wie ein roter Faden durch das Interview ziehen und zentrale Punkte, die Olivia für ihre Lebensgesichte ausmacht, benennen. An einigen Stellen fungieren sie als übergreifende biografische Muster, die die Gesamtheit der Lebensgeschichte berücksichtigen.

Zu diesen Kernaussagen gehören zunächst Formulierungen, die Olivia im Kontext des Aufwachsens bei den Großeltern einerseits und dem Kontakt und den Aufhalten bei der leiblichen Mutter andererseits verwendet. Dies ist zunächst die Beschreibung ihrer Lebenssituation als Wechsel zwischen zwei Welten. Hiermit erfasst Olivia vor allem die von ihr erlebte Unterschiedlichkeit zwischen den beiden Lebenswelten.

Ja also es war schon schwer, von diesem, flapsig ist auch das falsche Wort. Also es war halt so ein salopperer Umgangston als bei meinen Großeltern. Und ja, dass ich lange Fernsehen gucken durfte. Und wenn man das drei Wochen hat, dann und dann zurück muss, denkt man sich: „Toll, warum darf ich das da und hier nicht? Wo ist da jetzt der Sinn?“ Also es waren immer so zwei Welten, in die man dann, von denen man gewechselt hat.

Die Auseinandersetzungen mit diesem Aspekt ihrer Biografie und die Beschreibung dieses Phänomens ziehen sich durch das gesamte Interview. Vor allem die Zeit der Pubertät und die damit einhergehende Idee, zur leiblichen Mutter zu ziehen, sind hier im Fokus.

Und, das was so eine Zwickmühle. Also einerseits wollte ich auch wieder zu meiner Mama. Einfach weil es mir in den Ferien so gut gefallen hat, weil wir uns gut verstanden haben. Weil ich ja das war so, das war so das Traumleben wie ich mir das vorgestellt habe. Ja, bei Oma und Opa war es halt der Alltag.

231 Einige der folgenden Aspekte finden bereits im Zusammenhang mit den zuvor beschriebenen Erklärungen und Deutungen Erwähnung. Gleichwohl werden die entsprechenden Punkte und Zitate im folgenden Kapitel mit einem anderen Fokus, nämlich dem auf die gesamte Dramaturgie des Interviews, betrachtet.

So, wie es immer war. Strenger, geordneter. Und dann wollte ich halt einfach das andere.

Letztlich macht Olivia die Situation zwischen diesen beiden Lebenswelten aber als zentral für die gesamte Lebensgeschichte aus.

Ich glaube, das ist ein Resultat aus dem, was ich mitgemacht hab. Immer zwischen den zwei Welten hin- und herzu pendeln.

Eng mit diesen Äußerungen und der beschriebenen Lebenssituation hängt eine weitere Kernaussage zusammen. Die Situation, sich zwischen der Welt bei den Großeltern und der bei der Mutter zu fühlen, hat für Olivia zusätzlich noch die Qualität zwischen den Stühlen zu sitzen. Sie benutzt dieses Bild als Synonym für ihre Situation, die nicht nur als ein Pendeln zwischen zwei unterschiedlichen (Lebens-)Welten erlebt wird, sondern auch davon geprägt ist, dass sie sich emotional zwischen den beteiligten Personen positioniert fühlt. Sie entwickelt somit ein Motiv, mit dem sie ihre Biografie deutet.

Ja es war halt schwierig, weil ich immer zwischen den Stühlen stand. Also einerseits wollte ich natürlich meine Mutter gern haben und aber andererseits kannte ich auch die Geschichten von Oma und Opa.

Mit der Betrachtung, zwischen den Stühlen zu stehen, gehen also emotionale Konflikte einher, die eng mit dem Thema Loyalität verbunden sind. Olivia beschreibt hiermit einen für viele Pflegekinder zentralen Konflikt.²³²

Dass ich immer zwischen den Stühlen stand und mich quasi entscheiden musste, wem ich glaube oder zu wem ich lieber möchte oder ja wem ich was erzähle. Die haben gesagt: „Ja, wir sagen dir das, aber erzähl das nicht weiter.“

²³² Vgl. hierzu auch nochmals die Ausführung zum Thema „zwischen zwei Welten“ bzw. „Loyalitätskonflikt“ als zentralen Aspekt des Aufwachsens unter schwierigen Bedingungen in Kapitel 1.2

Und dann war es immer schwer halt nicht zwischen den Stühlen zu stehen und ja. Ja das fand ich wirklich das Schwierigste. Beide Seiten glücklich zu machen mit dem, was man tut und was man sagt oder wie man sich verhält.

Beide Zitate verdeutlichen diesen Konflikt noch weiter und zeigen Olivias schwierige Lage mit den unterschiedlichen Anforderungen an ihre Person und den schwierigen Gefühlen für die Großeltern auf der einen und die leibliche Mutter auf der anderen Seite. Es zeigt sich zudem, dass es für Olivia eine zentrale Aufgabe ist, sich zwischen diesen Welten zu finden. Eng verbunden mit den gerade beschriebenen Sequenzen ist die Kernaussage das Schwierigste beziehungsweise das war schwierig Immer wieder verwendet Olivia diese Formulierungen und deutet mit dieser vor allem die für sie problematischen Aspekte, den eigenen Weg finden zu müssen, alle Beteiligten glücklich machen zu wollen sowie das Gefühl zu haben, zwischen den Beteiligten vermitteln zu müssen. Hinzu kommt die Abgrenzung von Großeltern und Mutter, die gleichermaßen als schwierig interpretiert wird.

Ich wollte weder sein wie meine Mutter noch wollt ich sein wie meine Großeltern. Und das war das, was also dass es einfach gar nichts gab, wohin man sich abgrenzen konnte. Ja das war ja das Schwierige.

Interessant ist, dass die Deutung, dass etwas das Schwierigste ist, mehrfach beziehungsweise für unterschiedliche Problemaspekte gleichermaßen verwendet wird. Es entsteht dabei der Eindruck, dass durch dieses sprachliche Muster und die deutliche Betonung der Schwierigkeit, die Hauptanforderungen, die Olivia für sich ausmacht, noch mal fokussiert auf den Punkt gebracht werden.

Als eine Art Lösung für diese Anforderungen fungiert eine vierte Kernaussage. Sehr häufig nutzt Olivia im Anschluss an die konkrete Beschreibung ihrer Situation und die Betonung der Schwierigkeiten Formulierungen im Sinne eines „aber heute ist es gut“. Mitunter erfolgt diese Betrachtung aber auch implizit, wie beispielsweise in der rückwirkend positiven Betrachtung der zum Teil schwierigen und konfliktreichen Lebenssituation bei den Großeltern. Folgendes Zitat

verdeutlicht die Betonung des Positiven am Beispiel des teilweise problematischen Kontakts mit der Mutter.

Ja als sie dann plötzlich zurückkam, dann dacht ich: „Ja, du kannst jetzt nicht einfach alles wieder gut machen, indem du ganz viel Zeit mit mir bringst. Das, was verloren gegangen ist, ist verloren gegangen. Und du kannst dich jetzt nicht einfach in mein Leben drängen, als ob nichts gewesen wäre und mich total für dich beanspruchen. Ich hab ja auch ein eigenes Leben.“ Und das war ganz schwierig. Da mochte ich auch gar nicht viel mit Mama machen, nicht viel mit ihr reden. Und da mochte ich sie auch gar nicht. Und da musste Oma schon manchmal sagen: „Ja, möchtest du nicht mal Mama anrufen? Du hast schon lange nicht mehr mit der geredet.“ Oder weil Mama dann auch also unheimlich schwierig ist. Also sehr einnehmend. Und laut und hektisch und ja. Da musste ich auch oft von Oma und Opa überzeugt werden: „Ja ruf doch mal an.“ Und „Mama freut sich, wenn du anrufst.“ Und das war aber bei mir immer eher mit Widerwillen verbunden. Aber es hat sich mittlerweile gelegt. Ja. Also, jetzt am Wochenende freu ich mich auch, wenn ich Mama sehe. Und ja, die war ja dann auch jeden Tag bei uns.

Es fällt hierbei auf, dass das Verhalten der Mutter und die Schwierigkeiten mit ihr zunächst im Widerspruch zu einer positiven Deutung stehen. Dass die Situation jetzt in Ordnung ist, umgeht diesen Widerspruch. Durch die abschließende Interpretation nach der vorherigen Beschreibung der Probleme und Herausforderungen entsteht der Eindruck, dass Olivia hiermit eine Art Lösung für sich entwickelt. Durch die Deutung, dass heute die Situation besser ist, integriert sie mögliche Schwierigkeiten mit der Mutter und erleichtert für sich den Umgang mit der Situation. Wie an mehreren Stellen in den vorherigen beiden Kapiteln ausgeführt, gelingt es Olivia durch diese Art der Deutung, Widersprüche in die Darstellung der eigenen Biografie zu integrieren sowie sich selbst, aber auch sie umgebende Personen zu entlasten.²³³ Allerdings lässt sich vermuten, dass gerade die deutliche und wiederholte Betonung, dass es jetzt in Ordnung

²³³ Vgl. hierzu beispielsweise die Ausführungen zur Suchterkrankung der Mutter sowie den Vorstellungen, wie eine Mutter zu sein hat, in den vorherigen Kapiteln 4.2.1 und 4.2.2

ist, ein Indiz dafür ist, dass sich hier auch weitere zentrale Aufgaben und Anforderungen für Olivia finden lassen.

Zusammenfassend sind also Begrifflichkeiten wie Zwickmühle, zwei Welten oder zwischen den Stühlen Bilder, die für Olivia zentrale Themen beziehungsweise Herausforderungen in ihrer Biografie illustrieren. Olivia nutzt diese Formulierungen um diese Aspekte der eigenen Lebensgeschichte beschreiben zu können und greifbar zu machen. Die Deutung dieser Themen als schwierig oder als das Schwierigste unterstreicht zusätzlich deren Prägnanz und bringt diese auf den Punkt. Mit der Interpretation, dass die Situation in der Gegenwart gut, in Ordnung oder zumindest verbessert ist, gelingt es Olivia, mit diesen Schwierigkeiten zunächst umzugehen und diese teilweise zu entkräften. Es stellt sich allerdings die Frage, ob diese Interpretation tatsächlich dauerhaft tragfähig ist oder gerade das wiederholte Betonen eben dieser notwendig ist, um Stabilität aufrecht erhalten zu können.

6. Diskussion der Erkenntnisse

Im abschließenden Kapitel werde ich die aus meiner Sicht besonders hervorstechenden Erkenntnisse der Arbeit diskutieren und in ihren Zusammenhängen interpretierend betrachten. Durch eine Erhöhung des Abstraktionsniveaus wird dabei ein generalisierender Blick auf die erarbeiteten Phänomene geworfen. In diesem Zusammenhang werde ich auch die zentralen Anknüpfungspunkte an die in den Kapiteln 1 und 2 eingeführten theoretischen Rahmungen zusammenfassend herausstellen. Grenzen dieser theoretischen Bezüge beziehungsweise mögliche weitere Anknüpfungspunkte an angrenzende Theoriekonzepte werden dabei ebenfalls aufgezeigt. Abschließend werde ich vor dem Hintergrund der Grenzen der vorgelegten Arbeit einige Ideen zur Weiterentwicklung der erarbeiteten Erkenntnisse vorstellen.

Passung zwischen innen und außen

Grundsätzlich gilt es als Erkenntnis festzuhalten, dass Pflegekinder einen erklärenden und einordnenden Umgang mit ihrer Lebensgeschichte und den Besonderheiten derselben finden müssen. Sie tun dies, genau wie jeder andere auch, im Rahmen der Identitätsentwicklung durch die Verknüpfung ihrer verschiedenen Erfahrungen. Ziel ist es hierbei, eine Passung zwischen der inneren Welt und der umgebenden Umwelt zu finden. In diesem Zusammenhang zeigt sich also bereits eine deutliche Anschlussfähigkeit zum Identitätsverständnis bei Keupp u.a.²³⁴

Die Ergebnisse eben dieser Suche nach Passung beziehungsweise der Verknüpfungsarbeit interner und externer Faktoren und Zusammenhänge können als biografische Deutungsmuster bezeichnet werden, die sich in kausale Erklärungen, komplexe Betrachtungen der Lebensgeschichte sowie Kernaussagen über die eigene Biografie unterteilen lassen. Diese Deutungsmuster können dabei mit verschiedenen Aspekten bezüglich der eigenen Person und der umgebenden Umwelt in Verbindung gebracht werden. Für den Einzelnen können das eigene Verhalten und die eigene Person ebenso wie das Verhalten anderer, für das

234 Vgl. Keupp u.a. (2008)

Subjekt wichtiger Personen, die äußeren Bedingungen und auch das eigene Normalitätsverständnis als Bezugspunkte für die biografischen Deutungsmuster fungieren.

Selbstwert- und Fremdwertschonung

Konkrete Erklärungen, die sich auf die Biografie und damit verbundene Deutungen beziehen, konstruieren zum Teil auch Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge. Durch diese Strategie reduzieren sie die Komplexität der eigenen Lebensgeschichte, können zu erhöhter Handlungsfähigkeit führen und ermöglichen so, auch schwierige Aspekte der Lebensgeschichte einzuordnen. Hier zeigt sich eine Verbindung zum Deutungsmusterverständnis bei Arnold.²³⁵ Häufig liegen diese Erklärungen für den Einzelnen in Situationen oder Verhaltensweisen, die etwas Unumstößliches haben, begründet. Werden problematische Situationen, Ereignisse und Bedingungen mit außerhalb der eigenen Person liegenden Begründungen erklärt und beschrieben – wenn also eine externe Kausalattribution stattfindet – können diese der Selbstwertschonung dienen. Wird etwa die Herausnahme aus der Herkunftsfamilie vom Kind als ein Prozess betrachtet, an dem es selbst keine Schuld trägt, so kann dies entsprechend schonend für das eigene Selbst in der Darstellung der eigenen Lebensgeschichte auftauchen. Dennoch ist zu betonen, dass gerade diese Schonung des Selbstwertes die Belastung zentraler Personen mit sich bringen kann, da die externe Attribution doch häufig im Verhalten anderer Personen begründet liegt.²³⁶ Dies kann dazu führen, dass Erklärungen und auch komplexe Deutungen gefunden werden müssen, die wiederum einer Fremdwertschonung eben dieser zentralen Personen dienen. Hiermit ist gemeint, dass auf diese Weise bedeutsame Personen, wie etwa die leiblichen Eltern, ebenfalls entlastet werden können, indem für ihr problematisches Verhalten wiederum Begründungen, beispielsweise in den äußeren Bedingungen, gefunden werden. Durch solche Erklärungen kann ermöglicht werden, dass auch

235 Vgl. Arnold (1985), ebenfalls zeigt der Aspekt der Wiederherstellung von Handlungsfähigkeit einen Bezug zum Thema Bewältigung Vgl. Böhnisch, Lenz, Schröer (2009)

236 Vgl. entsprechend 2.1

Personen mit schwierig zu deutendem Verhalten oder zu denen eine schwierige Beziehung besteht, zumindest kognitiv in die eigene Lebensgeschichte integriert werden können.

Normalität und Besonderheit

Als ein zentraler Bezugspunkt für die Entwicklung komplexer Deutungen der eigenen Lebensgeschichte können Darstellungen der eigenen Normalitätsvorstellungen fungieren.²³⁷ Durch die subjektive Wahrnehmung und Deutung, dass das eigene Leben gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen genügt, kann eine Rückversicherung beziehungsweise Passung zwischen internen und externen Anforderungen hergestellt werden.²³⁸ Allerdings reicht eine vereinzelt Darstellung der eigenen Normalität oft nicht aus, um diese Passung zu stabilisieren. Es kann notwendig werden, sich die eigene Normalität durch das Wiederholen entsprechender Erklärungen und komplexer Deutungen zu bestätigen und zu vergegenwärtigen. Gelingt es jedoch, neben der Rückversicherung der eigenen Normalität auch Deutungen zu entwickeln, die das Besondere der eigenen Lebensgeschichte integrieren und dies etwa als einen positiven Aspekt der eigenen Persönlichkeit zu deuten, können durch die Verbindung beider Punkte – also Normalität schaffen und Besonderes akzeptieren – stabile Deutungsmuster entwickelt werden.²³⁹ Biografische Deutungsmuster, die im Sinne von komplexen Betrachtungen der Lebensgeschichte fungieren, können die Eigenschaft einer Lesart der eigenen Biografie erfüllen. Sie beziehen sich dabei auf die Gesamtheit der bisherigen Lebensgeschichte und können dabei auch schwierige Aspekte oder Widersprüche der eigenen Biografie integrieren, Besonderheiten in das Selbstbild aufnehmen und zudem auch als Legitimation für eigene

237 Wie in Kapitel 1.2 bereits herausgestellt, ist das Thema Normalität ein bedeutsames für Pflegekinder beziehungsweise für den Gesamtkontext des Aufwachsens unter schwierigen Bedingungen.

238 Hier zeigt sich ebenfalls ein Bezug zum Aspekt der Bewältigung, verstanden als Reorganisation der Person-Umwelt-Passung. Vgl. hierzu Filipp, S., Aymanns, P. (2010)

239 Die Stabilisierung des eigenen Selbstbildes lässt sich ebenfalls als Aspekt der Bewältigung betrachten. Vgl. Böhnisch, Lenz, Schröer (2009)

Verhaltensweisen herangezogen werden. Diese Deutungsmuster haben dabei den Charakter einer Art Ideologie von sich selbst und können dazu beitragen, dass der Einzelne sich selbst als kohärent erlebt.²⁴⁰ Zu berücksichtigen ist an dieser Stelle, dass diese Lesarten nicht allein aus sich heraus Stabilität aufweisen, sondern auch im sozialen Kontext verwurzelt sind und der Bestätigung durch andere Personen bedürfen. Hier zeigt sich also, dass biografische Deutungsmuster immer auch auf gesellschaftliche Strukturen zurückgreifen²⁴¹ und es zudem eines „handlungsstützende[n] Rollenträgers“²⁴² bedarf, um die Lesart stabil zu halten.

Pauschalisierende Betrachtungen

Biografische Kernaussagen zeigen eine Nähe zu den Lesarten von sich selbst, das heißt sie stabilisieren ebenfalls die individuelle Sicht auf die eigene Lebensgeschichte. Weiter sind sie eine Art Muster, das die Gesamtheit der eigenen Biografie umfasst und dabei auch den Zugang zu zentralen Themen innerhalb der eigenen Lebensgeschichte eröffnet. Mitunter wirken diese Kernaussagen dabei wie eher pauschalisierende Betrachtungen, deren Nutzen es ist, auch widersprüchliche Aspekte und Schwierigkeiten einzubeziehen und den Einzelnen handlungsfähig zu machen.²⁴³ Auch solche Kernaussagen müssen zum Teil stetig wiederholt werden, um so ihre stabilisierende Wirkung entfalten zu können beziehungsweise das Bild, welches zur eigenen Lebensgeschichte entwickelt wurde, aufrecht zu erhalten. Die Wiederholungen solcher Kernaussagen können dabei als eine Art Relevanzindikator gesehen werden, verweisen sie doch auf biografisch relevante Themen und Fragen. Es ist zusätzlich zu berücksichtigen, dass diese Art der steten Vergewöhnung zwar vordergründig ihre Wirkung erfüllt, gleichzeitig aber auch

240 Vgl. hierzu Keupp u.a. (2008)

241 Vgl. hierzu 2.2.1 und den Aspekt der gesellschaftlichen Vermitteltheit von Deutungsmustern

242 Keupp u.a. (2008) S.213

243 Solche Bemerkungen können beispielsweise verallgemeinernde Aussagen im Stile „aber es hätte ja schlimmer kommen können“ oder „Familie kann man sich eben nicht aussuchen“ sein

einen Aufschluss über genau jene Aspekte der Biografie liefern kann, die nur schwer in die Lebensgeschichte zu integrieren sind.

Widerspruch und Stabilität

Betrachtet man die Verknüpfung zwischen Erklärungen und komplexen Deutungen, so zeigt sich, dass diese durchaus im Widerspruch zueinander stehen können. So können sich etwa unterschiedliche Deutungsmuster widersprechen, eine kausale Erklärung liefert dann mitunter die Chance, diesen Widerspruch teils zu entkräften. So stehen beispielsweise Deutungen, die sich am eigenen Normalitätsverständnis orientieren und Deutungen, die etwa in Bezug auf das schwierige Verhalten leiblicher Eltern entwickelt wurden, möglicherweise im Widerspruch zueinander. Kausale Erklärungen, die dann zum Beispiel in äußeren Bedingungen, wie etwa der schwierigen Lebenssituation der Eltern, begründet sind, können diesem Widerspruch integrierend begegnen. Aber auch Erklärungen und komplexe Deutungen können sich widersprechen. Was sich das Individuum kognitiv erklären kann, muss sich nicht gleichermaßen in komplexen Interpretationen niederschlagen. Erklärungen reduzieren zwar die Komplexität der eigenen Biografie, fungieren zum Teil in der Tiefe aber nicht stabilisierend. Stehen dann möglicherweise noch emotionale Widersprüche dem Ganzen entgegen, ist es möglich, dass die Gesamtheit der biografischen Deutungsmuster fragil wird. Hier sind es oft die Kernaussagen, die als pauschale Aussagen mitunter auch in Richtung eines Allgemeinplatzes wirken können, und so die Gesamtheit der Deutungen vordergründig zusammenhalten.

Verlaufen biografische Deutungsmuster in Form von Erklärungen und komplexen Deutungen inhaltlich in eine ähnliche Richtung, stabilisieren sie sich gegenseitig. Durch diese Kontinuität können sie auch in biografisch schwierigen Zeiten hilfreich sein und zudem dafür sorgen, dass sich das Individuum als kohärent erleben kann, also ein Gefühl der Gestaltbarkeit sowie der Sinnhaftigkeit und Verstehbarkeit in Bezug auf das eigene Leben entstehen kann.²⁴⁴

244 Vgl. Keupp u.a. (2008), S.227

Theoretische Bezugfelder

Zu den gewählten theoretischen Bezugfeldern ist zusammenfassend festzuhalten, dass diese einen guten Hintergrund für die Einordnung der erarbeiteten Phänomene bilden. So liefern die Ausführungen Arnolds (1983 bzw. 1985) einen sinnvollen Interpretationshintergrund, um die hier erarbeiteten Phänomene gerade als biografische Deutungsmuster diskutieren zu können. Darüber hinaus lässt sich das Identitätsmodell beziehungsweise das Identitätsverständnis von Keupp u.a. (2008) zum einen als sehr hilfreicher grundlegender Betrachtungshintergrund für die Auswertung des Interviews und die Darstellung der eigenen Biografie bezeichnen. Zum anderen bietet es aber auch Begrifflichkeiten, die in modifizierter Form die herausgearbeiteten Phänomene sehr gut erfassen. Zudem sehe ich, wie teilweise bereits herausgestellt, weitere theoretische Konzepte und Denkrichtungen als anschlussfähig an. So könnte eine engere Verzahnung mit dem Konzept der Lebensbewältigung (Böhnisch; Lenz; Schröer (2009)) beziehungsweise der Verbindung zwischen Bewältigung und kritischen Lebensereignissen (Filipp; Aymanns (2010)) weiterführende Erkenntnisse liefern. Des Weiteren sind Aspekte der Selbstwirksamkeit (Flammer (1990); Bandura (1997)) anschlussfähig. Nicht zuletzt wäre eine Verlinkung mit Ideen der Resilienzforschung (Werner (1971); Fookan, Zinnecker (2007)) sowie dem Modell der Belastungs-Ressourcen-Balance (Wolf 2007) eine erkenntnisträchtige Ergänzung für die herausgearbeiteten Phänomene.

Grenzen der Arbeit und Ideen für eine Weiterentwicklung

Wie bereits in der Vorstellung des Kategoriensystems benannt, zeigt sich, dass eine völlig trennscharfe Betrachtung der herausgearbeiteten Punkte nicht immer zu erreichen war. So lässt sich ein Großteil der Deutungen sehr klar den jeweiligen Kategorien zuordnen. Gleichwohl haben einige der Deutungen etwas eher Vages und können als unsichere Deutungen betrachtet werden. Sie lassen sich nicht immer eindeutig der einen oder anderen herausgearbeiteten Kategorie zuordnen. Eine zeitlich längerfristig angelegte Arbeit hätte die Möglichkeit geboten, das hier entwickelte Kategoriensystem noch weiter auszudifferenzieren. Vor

diesem Hintergrund könnte ein Folgeprojekt das entwickelte Kategoriensystem weiter vervollkommen, etwa indem die Subkategorien weiter ausdifferenziert würden oder eine begriffliche Trennschärfe weiter vertieft würde. Als weiterer Schritt wäre es möglich, aus dem in dieser Arbeit beschreibenden statischen Modell ein dynamisches Modell weiterzuentwickeln. Das bedeutet, dass in Form von zusätzlichen Kategorien also herausgearbeitet würde, welche biografischen Deutungsmuster sich in Verbindung zueinander mit zentralen Aspekten der Biografie und bedeutsamen Themen auseinandersetzen. Dies könnte konkret so aussehen, dass eine Verbindung zwischen Erklärungen und komplexen Deutungen, wie grundsätzlich bereits in den Erkenntnissen der Arbeit angeklungen, weiterentwickelt werden könnte. Auch könnte die Untersuchung der Veränderungen der Deutungsmuster im weiteren Verlauf des Lebens interessante Erkenntnisse liefern.

Weitere Ideen für eine Weiterentwicklung der hier erarbeiteten Phänomene möchte ich ebenfalls kurz aufgreifen. So sehe ich einen interessanten Anknüpfungspunkt in der Auswertung kontrastiver Interviews. Es wäre hierbei sicher erkenntnisreich zu untersuchen, in welcher Art und Weise hier Erklärungen und Deutungen zur eigenen Lebensgeschichte entwickelt werden beziehungsweise den hier erarbeiteten Kategorien zugeordnet werden können oder sich neue ergänzende Kategorien eröffnen. So entwickelt Olivia als sehr reflektierte, eloquente und intelligente Interviewpartnerin ein sozialisationstheoretisches Deutungssystem, das das eigene Gewordensein vor allem als Lernprozess versteht. Allerdings ist dies nicht das einzig vorstellbare Modell, auch wenn es für die Erziehungswissenschaft ein sehr naheliegendes ist. Von großem Interesse wäre es, kontrastive Interviews vor diesem Hintergrund zu analysieren und zu untersuchen, ob andere Deutungssysteme, die die eigene Biografie mit anderen Erklärungsmodellen (Schicksal Genetik etc.) in Verbindung bringen, entwickelt werden. Interessant wäre es in diesem Zusammenhang der Frage nach zu gehen, ob bei Interviewpartner mit einem anderen Bildungshintergrund die hier erarbeiteten Kategorien Anwendung finden könnten oder ob sich neue Kategorien entwickeln würden.

Weitere kontrastierende Betrachtungen könnten sich zunächst auf das Geschlecht des Interviewpartners beziehen. Zudem wäre die Art des

Pflegeverhältnisses, im Unterschied zum hier untersuchten Verwandtschaftspflegeverhältnis, ein kontrastiver Auswertungsaspekt. Eine weitere Möglichkeit der kontrastierenden Betrachtung sehe ich vor dem Hintergrund dessen, was die Forschungsgruppe Pflegekinder aktuell unter dem Oberbegriff der „günstigen und ungünstigen Entwicklungsverläufe“ untersucht und diskutiert.²⁴⁵ So wird hier ein günstiger beziehungsweise ein ungünstiger Verlauf an zwei Merkmalsgruppen festgemacht. Diese werden beschrieben als „Lebensbewährung und Sozialintegration“ sowie „glückliches Leben“²⁴⁶ und Bewältigung“. Gerade vor dem Hintergrund der ersten Merkmalsgruppe ließe sich die Biografie von Olivia als günstiger Entwicklungsverlauf diskutieren. Und auch mit Blick auf die zweite Merkmalsgruppe lassen sich bei Olivia vor allem positive Aspekte der subjektiven Wahrnehmung und Darstellung des eigenen biografischen Verlaufs festhalten. Unter Heranziehung eines Interviews mit einem Gesprächspartner, dessen Lebenslauf anhand der vorgestellten Kriterien als ungünstig beschrieben werden könnte, wäre zu untersuchen, inwieweit die eigenen biografischen Deutungsmuster und die individuellen Erklärungssysteme Einfluss auf die Entwicklung eines günstigen bzw. ungünstigen biografischen Verlaufs haben.

245 Vgl. hierzu Ausführungen zu den Projekten „Günstige und ungünstige Biografieverläufe von Frauen und Männern, die in ihrer Kindheit oder Jugend in Pflegefamilien gelebt haben“, „Positive Entwicklungen von Mädchen und Jungen trotz ungünstigen Starts“ www.uni-siegen.de/pflegekinder-forschung/forschungsprojekte.html?lang=de sowie Reimer (2012)

246 Ein „glückliches Leben“ wird unter anderem mit den Punkten Zufriedenheit in einigen zentralen Lebensbereichen, Selbstwirksamkeitsüberzeugungen, Realisierung eigener Lebensentwürfe sowie positiver Zukunftserwartungen beschrieben.

7. Literaturverzeichnis

- Alheit, P. (2003):
Lebenslauf. In: Bohnsack, R., Marotzki, W., Meuser, M. (Hg.) (2003): Hauptbegriffe Qualitative Sozialforschung. Ein Wörterbuch. Opladen. S.109-110
- Antonovsky, A. (1997):
Salutogenese – Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen
- Arnold, R. (1985):
Deutungsmuster und pädagogisches Handeln in der Erwachsenenbildung. Aspekte einer Sozialpsychologie der Erwachsenenbildung und einer erwachsenpädagogischen Handlungstheorie. Bad Heilbrunn
- Arnold, R. (1983):
Deutungsmuster. Zu den Bedeutungselementen sowie den theoretischen und methodologischen Bezügen eines Begriffs. In: Zeitschrift für Pädagogik, 29 Jg, H.6, S.893-912
- Bandura, A. (1997):
Self-Efficacy. The Exercise of Control. New York
- Baumann, M. (2010):
Selbst- und Fremdbilder von Arbeitslosigkeit. Frankfurt a.M.
- Blandow, J., Küfner, M. (2011):
„Anders als die anderen...“ Die Großeltern- und Verwandtenpflege. In: Kindler, H., Helming, E., Meysen, T., Jurczyk, K. (Hg.) (2011): Handbuch Pflegekinderhilfe. München S.742-767
- Blandow, J. (2004):
Pflegekinder und ihre Familien. Geschichte, Situation und Perspektiven des Pflegekinderwesens. Weinheim und München
- Blüml, H. (1987):
Die Organisation der Pflegekinderarbeit. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.) (1987): Handbuch Beratung im Pflegekinderbereich. München S.328-350
- Bohnsack, R., Marotzki, W., Meuser, M. (Hg.) (2003):
Hauptbegriffe Qualitative Sozialforschung. Ein Wörterbuch. Opladen
- Böhnisch, L., Lenz, K., Schröder, W. (2009):
Sozialisation und Bewältigung. Eine Einführung in die Sozialisationstheorie der zweiten Moderne. Weinheim und München
- Colla, H., Gabriel, T., Millham, S. (Hg.) (1999):
Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa. Neuwied

- Comer, R.J. (2001):
 Klinische Psychologie. Heidelberg
- Deutsches Jugendinstitut (DJI), Deutsches Institut für Jugendhilfe und Familienrecht (DIJuF) (2006):
 Projektbericht „Pflegekinderhilfe in Deutschland – Teilprojekt I Exploration.
www.dji.de/pkh/pkh_projektbericht_exploration.pdf (Zugriff 19.08.2011)
- Deutsches Jugendinstitut (Hg.) (1987):
 Handbuch Beratung im Pflegekinderbereich. München
- Faltermeier, J. (2001):
 Verwirkte Elternschaft? Fremdunterbringung – Herkunftseltern – neue Handlungsansätze. Münster
- Filipp, S., Aymanns, P. (2010):
 Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen. Vom Umgang mit den Schattenseiten des Lebens. Stuttgart
- Finkel, M. (2004):
 Selbständigkeit und etwas Glück. Einflüsse öffentlicher Erziehung auf die biographischen Perspektiven junger Frauen. Weinheim und München
- Flammer A. (1990):
 Erfahrung der eigenen Wirksamkeit: Einführung in die Psychologie der Kontrollmeinung. Bern
- Fookon, I., Zinnecker, J. (Hg.) (2007):
 Trauma und Resilienz – Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten. Weinheim und München
- Friebertshäuser, B., Prengel, A. (Hg.) (1997):
 Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und München
- Friebertshäuser, B. (1997):
 Interviewtechniken – ein Überblick. In: Friebertshäuser, B., Prengel, A. (Hg.) (1997): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und München. S. 371-395
- Fuchs-Heinritz, W. (2000):
 Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden
- Gassmann, Y. (2010):
 Pflegeeltern und ihre Pflegekinder. Empirische Analysen von Entwicklungsverläufen und Ressourcen im Beziehungsgeflecht. Münster

- Gehres, W., Hildenbrand, B. (2008):
 Identitätsbildung und Lebensverläufe bei Pflegekindern. Wiesbaden
- Glaser, B., Strauss, A. (2010):
 Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern
- Glinka, H.-J. (1998):
 Das narrative Interview. Eine Einführung für Sozialpädagogen.
 Weinheim und München
- Gudat, U. (1987):
 Systemische Sicht von Pflegeverhältnissen. Ersatz- oder Ergänzungsfamilie. In:
 Deutsches Jugendinstitut (Hg.) (1987): Handbuch Beratung im Pflegekinder-
 bereich. München. S. 38-59
- Greiff, Roger (Hg.) (1999):
 Fostering Kinship. Ashgate
- Helming, E., Sandmeir, G., Kindler, H., Blüml, H. (2011):
 Strukturelle Aspekte der Pflegekinderhilfe. In: Kindler, H., Helming, E.,
 Meysen, T., Jurczyk, K. (Hg.) (2011): Handbuch Pflegekinderhilfe.
 München S. 103-126
- Henkelmann, A., Kaminsky, U., Pierlings, J., Swiderek, T., Banach, S. (2010):
 Verspätete Modernisierung: Öffentlicher Erziehung im Rheinland –
 Geschichte der Heimerziehung in Verantwortung des Landesjugendamtes
 (1945-1972). Essen
- Hierdeis, H., Hug, T. (1992):
 Pädagogische Alltagstheorien und erziehungswissenschaftliche Theorien.
 Ein Studienbuch zur Einführung. Bad Heilbrunn
- Hitzler, R., Honer A. (Hg.) (1997):
 Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen
- Jakob, G., von Wensierski, H.-J. (Hg.) (1997):
 Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädago-
 gischen Verstehens in Forschung und Praxis. Weinheim und München
- Jakob, G. (1997a):
 Sozialpädagogische Forschung. Ein Überblick über Methoden und Ergebnisse
 qualitativer Studien in Handlungsfeldern der sozialen Arbeit. In: Jakob,
 G., von Wensierski, H.-J. (Hg.) Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte
 und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis.
 Weinheim und München. S. 125-160

- Jakob, G. (1997b):
 Das narrative Interview in der Biographieforschung. In: Friebertshäuser, B.,
 Prengel, A. (Hg.) (1997): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der
 Erziehungswissenschaft. Weinheim und München. S.445-458
- Jespersen, A. (2011):
 Belastungen und Ressourcen von Pflegeeltern. Analyse eines Pflegeeltern-
 Onlineforums. ZPE Schriftenreihe Nr.29. Siegen
- Keupp, H. (2009):
 Fragment oder Einheit. Wie heute Identität geschaffen wird.
www.ipp-muenchen.de/texte/fragmente_oder_einheit.pdf
 (Zugriff 28.09.2011)
- Keupp, H. u.a. (2008):
 Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne.
 Reinbek bei Hamburg
- Keupp, H. (2005):
 Patchwork-Identität – Riskante Chancen bei prekären Ressourcen.
www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_dortmund.pdf (Zugriff 28.09.2011)
- Kindler, H., Helming, E., Meysen, T., Jurczyk, K. (Hg.) (2011):
 Handbuch Pflegekinderhilfe. München
- Kindler, H., Scheuerer-Englisch, H., Gabler, S., Köckeritz, C. (2011):
 Pflegekinder: Situation, Bindungen, Bedürfnisse und Entwicklungsverläufe.
 In: Kindler, H., Helming, E., Meysen, T., Jurczyk, K. (Hg.) (2011):
 Handbuch Pflegekinderhilfe. München S.128-224
- Krüger, H., Marotzki, W. (Hg.) (2006):
 Handbuch erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. Wiesbaden
- Kruse, E., Tegeler, E. (Hg.) (2007):
 Weibliche und männliche Entwürfe des Sozialen. Wohlfahrtsgeschichte im
 Spiegel der Genderforschung. Opladen und Farmington Hills
- Küfner, M., Schönecker, L. (2011):
 Rechtliche Grundlagen und Formen der Vollzeitpflege, In: Kindler, H.,
 Helming, E., Meysen, T., Jurczyk, K. (Hg.) (2011): Handbuch Pflegekinderhilfe.
 München S.48-99
- Lenz, K. (1986):
 Alltagswelten von Jugendlichen. Frankfurt

- Lüders, C., Meuser, M. (1997):
 Deutungsmusteranalyse. In: Hitzler, R., Honer A. (Hg.) (1997): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen. S. 57-79
- LVR-Landesjugendamt (2009a):
 Rahmenkonzeption „Pflegekinderdienst“. Köln
- LVR-Landesjugendamt (2009b):
 Handbuch Jugendhilferecht. Vorschriftensammlung für die Kinder- und Jugendhilfe in Nordrhein-Westfalen. Hürth
- LVR-Landesjugendamt (2008):
 Königswinterer Erklärung. www.lvr.de/media/wwwlvrde/jugend/service/dokumentationen/dokumente_95/hilfen_zur_erziehung/20080826/koenigswinterererklaerung.pdf (Zugriff 16.08.2011)
- LVR- Landesjugendamt (2007):
 Was Sie schon immer wissen wollten. Basisdaten zum Pflegekinderwesen im Rheinland 2007.
www.lvr.de/media/wwwlvrde/jugend/service/arbeitshilfen/dokumente_94/hilfen_zur_erziehung_1/beratungsangebote_der_erziehungshilfe/pflegekinderdienst/basisdatenpflegekinderwesen2007.pdf (Zugriff 16.08.2011)
- Marmann, A. (2006):
 Kleine Pädagogen. Eine Untersuchung über „leibliche Kinder“ in familiären Settings öffentlicher Ersatzerziehung. Frankfurt
- Mayring, P. (2002):
 Einführung in die qualitative Sozialforschung. Weinheim
- Merkens, H., Zinnecker, J. (Hg.) (2002):
 Jahrbuch Jugendforschung. Opladen
- Neues Manifest zur Pflegekinderhilfe (2010):
 Eine Initiative der Internationalen Gesellschaft für erzieherische Hilfen (IGfH) und des Kompetenz-Zentrums Pflegekinder e.V. zur qualitativen Weiterentwicklung der Pflegekinderhilfe (2010). www.kompetenzzentrum-pflegekinder.de/Neues_Manifest_Gesamt_11_03_2010.pdf (Zugriff 16.08.2011)
- Niemeyer, C. (1993):
 Markus stört. Sozialpädagogische Kasuistik von Ausgrenzungsprozessen auf attributionstheoretischer Grundlage. In: Peters, F. (Hg.) (1993): Professionalität im Alltag. Entwicklungsperspektiven in der Heimerziehung II. Bielefeld. S.37-76

- Nienstedt, M., Westermann, A. (1999):
Die Chancen von Kindern in Ersatzfamilien. In: Colla, H., Gabriel, T., Millham, S. (Hg.) (1999): Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa. Neuwied. S.791-798
- Nienstedt, M., Westermann, A. (1989):
Pflegekinder. Psychologische Beiträge zur Sozialisation von Kindern in Ersatzfamilien. Münster
- Nohl, Arnd-Michael (2006):
Interview und dokumentarische Methode. Anleitung für die Forschungspraxis. Wiesbaden
- Oevermann, U. (1973):
Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern. www.agoh.de/cms/de/downloads/uebersicht.html?func=fileinfo&id=57; (Zugriff 20.09.2011)
- Pensé, D. (1994):
Lebenswelt und Deutungsmuster. Zur Situation von Sozialhilfeempfängern und Arbeitslosen im ländlichen Raum. Münster
- Petri, C., Radix, K., Wolf, K. (2012):
Ressourcen, Belastungen und pädagogisches Handeln in der stationären Betreuung von Geschwisterkindern. München: Sozialpädagogisches Institut des SOS-Kinderdorfs e.V. (Bd. 14)
- Pierlings, J. (2011):
Dokumentation Leuchtturm-Projekt PflegeKinderDienst.
www.lvr.de/media/wwwlvrde/jugend/service/arbeitshilfen/dokumente_94/hilfen_zur_erziehung_1/beratungsangebote_der_erziehungshilfe/pflegekinderdienst/LeuchtturmProjekte.pdf (Zugriff: 10.08.2011)
- Pierlings, J., Schäfer, D. (2011):
Verwandtenpflege. In: Dokumentation Leuchtturm-ProjektPflegeKinderDienst. www.lvr.de/media/wwwlvrde/jugend/service/arbeitshilfen/dokumente_94/hilfen_zur_erziehung_1/beratungsangebote_der_erziehungshilfe/pflegekinderdienst/LeuchtturmProjekte.pdf (Zugriff: 10.08.2011). S.43-49
- Pierlings, J. (2010):
Wie erreichen wir verbindliche Standards für das Pflegekinderwesen?
In: Unsere Jugend, 62 Jg., H.6, S.257-264
- Platz, C., Schetsche, M. (2001):
Grundzüge einer wissenssoziologischen Theorie sozialer Deutungsmuster. In: Sozialer Sinn, 2 Jg., H.3, S.511-536

- Portengen, R. van der Neut, B. (1999):
 Assessing Family Strength – A Family Systems Approach. In: Greeff, Roger (Hg.) (1999): *Fostering Kinship*, Ashgate [deutsche Übersetzung von Blandow, Jürgen (2002). In: ISA Münster (Hrsg.): *Expertengespräch Sozialraum und Pflegekinderarbeit*. Münster, S. 21-36]
- Reimer, D. (2012):
 Positive und negative Verläufe in Biografien von Pflegekindern – ein Forschungsdesiderat. In: *Zeitschrift für Sozialpädagogik* 10. Jg., H. 3., S.274-289
- Reimer, D. (2008):
 Pflegekinder in verschiedenen Familienkulturen. Belastungen und Entwicklungschancen im Übergang. ZPE Schriftenreihe Nr. 19. Siegen
- Reinders, H. (2002):
 Entwicklungsaufgaben – Theoretische Positionen zu einem Klassiker.
 In: Merckens, H., Zinnecker, J. (Hg.) (2002): *Jahrbuch Jugendforschung*. Opladen. S. 13-37
- Rosenthal, G. (2005):
 Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim und München
- Sauer, S. (2008):
 Die Zusammenarbeit von Pflegefamilien und Herkunftsfamilien in dauerhaften Pflegeverhältnissen. Widersprüche und Bewältigungsstrategien doppelter Elternschaft. Opladen und Farmington Hills
- Schäfer, D. (2011a):
 „Darum machen wir das...“ Pflegeeltern von Kindern mit Behinderung. Deutungsmuster und Bewältigungsstrategien.
 ZPE Schriftenreihe Nr. 28. Siegen
- Schäfer, D. (2011b):
 Normalitätserleben und Familienbilder von Pflegekindern. In: Pierlings, J. (2011): *Dokumentation Leuchtturm-Projekt PflegeKinderDienst*.
www.lvr.de/media/wwwlvrde/jugend/service/arbeitshilfen/dokumente_94/hilfen_zur_erziehung_1/beratungsangebote_der_erziehungshilfe/pflegekinderdienst/LeuchtturmProjekte.pdf (Zugriff: 10.08.2011). S.68-75
- Schulze, T. (2006):
 Biographieforschung in der Erziehungswissenschaft. In: Krüger, H., Marotzki, W. (Hg.) (2006): *Handbuch erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung*. Wiesbaden. S.36 -57

- Schumann, M. (1987):
Herkunftseltern und Pflegeeltern: Konfliktfelder und Brücken zur Verständigung. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.) (1987): Handbuch Beratung im Pflegekinderbereich. München. S.60-99
- Schütze, F. (1983):
Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, 13 Jg., H. 3, S. 283-294
- Sinclair, I. (2005):
Fostering Now. Messages from Research. London, Philadelphia
- Stiensmeier-Pelster, J. (1994):
Attribution und erlernte Hilflosigkeit. In: Försterling, F. und Stiensmeier-Pelster, J. (Hg.) (1994): Attributionstheorie. Grundlagen und Anwendungen. Göttingen. S.185-210
- Terhart, E. (1997):
Entwicklung und Situation des qualitativen Forschungsansatzes.
In: Friebertshäuser, B., Prengel, A. (Hg.) (1997): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und München. S.27-42
- Van Santen, E. (2010):
Prädikatoren für Verweildauer und Übergangsrate in Fremdunterbringung. In: Neue Praxis, 40 Jg., H.6, S. 608-626
- Walter, M. (2004):
Bestandsaufnahme und strukturelle Analyse der Verwandtenpflege in der Bundesrepublik Deutschland. Abschlussbericht Universität Bremen
www-user.uni-bremen.de/~walter/abschlussbericht/forschungsberichtlang.pdf (Zugriff 19.08.2011)
- Weiner, B. (1994):
Sünde versus Krankheit: Die Entstehung einer Theorie wahrgenommener Verantwortung. In: Försterling, F. und Stiensmeier-Pelster, J. (Hg.) (1994): Attributionstheorie. Grundlagen und Anwendungen. Göttingen. S.1-25
- Werner, E., Bierman, J.M., French, F. (1971):
The children of Kauai. A longitudinal study from the prenatal period to the age ten. Honolulu
- Wolf, K.; Pierlings, J. & Schäfer, D. (2010):
Liabilities and resources in the experience of foster children. In: Knorth, E.J.; Kalverboer, M.E. & Knot-Dickscheit, J. Insideout. How interventions in child

- and family care work. An international source book. Antwerpen-Appeldoorn. S.258-261
- Wolf, K. (2010):
Wird das Pflegekinderwesen zur Pflegekinderhilfe? In: Jugendhilfereport, H.4, S.14-17
- Wolf, K. (2008):
Forschung zum guten Aufwachsen von Pflegekindern und Praxis. Was hat die Praxis von der erziehungswissenschaftlichen Forschung? In: SIEGEN:SOZIAL – Analysen – Berichte – Kontroversen, Jahrgang 13, H. 1, S. 27-33
- Wolf, K., Reimer, D. (2008):
Belastungen und Ressourcen im biografischen Verlauf. Zur Entwicklung von Pflegekindern. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik, Jahrgang 6, H. 3, S. 226-257
- Wolf, K. (2007):
Die Belastungs-Ressourcen-Balance. In: Kruse, E., Tegeler, E. (Hg.) (2007): Weibliche und männliche Entwürfe des Sozialen. Wohlfahrtsgeschichte im Spiegel der Genderforschung. Opladen und Farmington Hills, S.281-292
- Wolf, K. (1999):
Machtprozesse in der Heimerziehung : eine qualitative Studie über ein Setting klassischer Heimerziehung. Münster



Weitere Publikationen der Forschungsgruppe Pflegekinder

Corinna Petri
Durch Höhen und Tiefen
Geschwisterbeziehungen im Kontext der Fremdunterbringung
ZPE-Schriftenreihe Nr.: 34
Siegen: *universi*
ISBN Nr. 978-3-934963337

Christina-Elisa Wilde
Eltern.Kind.Herausnahme.
Zur Erlebensperspektive von Eltern in den Hilfen zur Erziehung
ZPE-Schriftenreihe Nr. 35
Siegen: *universi* 2014
ISBN 978-3-934963344

Petri, Corinna; Radix, Christina; Wolf, Klaus (2012):
Ressourcen, Belastungen und pädagogisches Handeln
in der stationären Betreuung von Geschwisterkindern
Bd. 14 der SPI Materialien
Sozialpädagogisches Institut des SOS-Kinderdorf e.V. München (Hrsg.)
Eigenverlag
ISBN 978-3-936085-78-5

www.uni-siegen.de/pflegekinder-forschung
www.uni-siegen.de/zpe

www.uni-siegen.de/universi

